

Neuerscheinungen **Herbst** 2016



Verlag Bibliothek der Provinz

Verlag
Bibliothek der Provinz GmbH.
 edition linz – edition M (Kunst) – edition münchen – edition seidengasse – edition sommerfrische
 Verlagssitz: **DIE FABRIK** Litschauerstr. 23, A-3950 Gmünd
 Postadresse: A 3970 Weitra, Großwolfgrers 29, T +43 (o) 2856/37 94, F +43 (o) 2856/37 92
 verlag@bibliothekderprovinz.at
 bestellung@bibliothekderprovinz.at
 lektorat@bibliothekderprovinz.at
 presse@bibliothekderprovinz.at
 www.bibliothekderprovinz.at
 Geschäftsführer: Richard Pils und Gottfried Eilmsteiner
 Zuständiges Gericht: Landesgericht Krems an der Donau
 Firmenbuchnummer FN 386485 k
 Zuständiges Finanzamt Gmünd
 UID-Nr. ATU67603845

A 1010 Wien, Sonnenfelsgasse 7/26, (edition seidengasse)
 A 4040 Linz, Pfeifferstraße 1, T/F +43 (o) 732/71 61 11, (edition linz)
 D 80469 München, Pils, Auenstraße 102, (edition münchen)

café der provinz
 Kaffee Tee Bücher Waffeln Crêpes Salate
 A 1080 Wien, Maria-Treu-Gasse 3, T +43 (o) 1/944 22 72, www.cafederprovinz.at
 Öffnungszeiten: täglich 8–23 Uhr, Bio-Brunch: Sa, So und an den meisten Feiertagen von 9–15 Uhr

Verlagsauslieferung für Österreich und Südtirol:
 Mohr-Morawa Buchvertrieb GmbH., A 1230 Wien, Sulzengasse 2
 T +43 (o) 1/680 14, F +43 1/688 71-30

Verlagsauslieferung für Deutschland, Österreich, Schweiz und Südtirol:
 Koch, Neff & Volckmar GmbH.
 D 70565 Stuttgart, Schockenriedstraße 37, T +49 (o) 711/78 60-0

Verlagsauslieferung für München auch:
 Pils, D 80469 München, Auenstraße 102, T/F +49 (o) 89/72 11 857
 conrad-muc@t-online.de

Verlagsauslieferung überallhin mit Post oder Bücherwagen:
Bibliothek der Provinz T +43 (o) 2856/37 94, F +43 (o) 2856/37 92, bestellung@bibliothekderprovinz.at
 www.bibliothekderprovinz.at

Verlagsvertretung:
 Dr. Winfried Plattner, Hackhofergasse 8-10, A-1190 Wien, T +43 676 705 1974, plattnerbuch@tmo.at

Auskünfte über Veranstaltungen wie Lesungen, Ausstellungen und Präsentationen
 direkt beim Verlag oder unter: www.bibliothekderprovinz.at
 Bei Bedarf erhältlich: Kinderbuch-, Kunstbuchprospekt; Frühjahrs- und/oder Herbstvorschau, diverse Plakate, Folder ...

Die Verkaufspreise einiger Titel, vor allem jener, die noch in Produktion sind, können sich noch ändern!
 Preisangaben daher wie bei der Wettervorhersage: Alle Angaben ohne Gewähr.
 Irrtümer, Änderungen und ähnliche Ärgernisse versuchen wir zu vermeiden.

Die Bücher und Autoren der Bibliothek der Provinz sind mit Österreichischer Staatspreis, Schönste Bücher Österreichs, Österreichischer Förderungspreis für Kinder- & Jugendliteratur, Luchs-Preis der ZEIT, Kinder- & Jugendbuchpreis der Stadt Wien, Premio Andersen, Josef Binder Award, Österreichischer Kinder- & Jugendbuchpreis, Printissimo, Beste Bücher für junge Leser u. dgl. m. ausgezeichnet.

Die Bücher des Verlages **Bibliothek der Provinz** finden Sie in gut sortierten Buchhandlungen, naturgemäß in unserer Verlagsbuchhandlung in Großwolfgrers, in den Ausstellungsräumen auf Schloss Raabs und auch im Internet bei diversen Versanddiensten. – Wir würden uns freuen, Sie bei unseren Leseveranstaltungen und Ausstellungen und vor allem bei unserem Poetenfest am 26./27. und 28. August 2016 auf Schloss Raabs begrüßen zu dürfen.

© Schlüter Manfred aus dem Buch »Am Anfang, sagte der Apfel«

Amann Klaus A.	Wir lagen vor Madagaskar	Seite 5
Antlinger Kurt	Faltboot, Kracherl, Hendlstauber	Seite 5
Bletschacher Richard	Aus dem Gebirge	Seite 6
Brettschuh Paul	Rio Negro Esteban	Seite 6
Declaude Thomas	Eselohren einer Geschichte	Seite 7
Eder Zita	Lichtzeichen	Seite 7
Eliskases Maria	Der blaue Zug	Seite 8
Falkner Hans Peter	890 Gstanzln	Seite 8
Gornikiewicz Maria	Rette mich, wer kann	Seite 9
Graf Franz	Sternenmärchen	Seite 9
Hachmeister Marlene	Was gespielt wird	Seite 10
Hauck Thomas	Der Fisch, der zu ihm gesprochen hatte	Seite 10
Helfer Monika	Flämmchen – Federball	Seite 11
Hell Bodo	Kein Maulwurfshügel	Seite 11
Höfer Bernd	Werner Schwab	Seite 12
Holzinger Hermann	Die bitteren Tränen	Seite 12
Huszar Marius	Weihnachtszeit	Seite 13
Jahn Burkhard	Der Weg an der Sarca	Seite 13
Janacs Christoph	Der Blick des Leguans	Seite 14
Jooß Erich	Das Mädchen, der Luftballon und der Mond	Seite 14
Jursa Elisabeth M.	An der Seite ein heller Gedanke	Seite 15
Jursitzka Angela	Die Ehre der Frau Hitt	Seite 15
Köhlmeier Michael	Vila, die Waldfee	Seite 16
Kurzmann Rosa	Katz aus!	Seite 16
Mahrer Louis	Bora	Seite 17
Nebehay Stefan	Iris – Eris – Eros	Seite 17
Raus Volker	Limonikeller	Seite 18
Soutewey Rudy	Zeuge	Seite 18
Stockinger Heide	Moni–Das Auge der Kamera	Seite 19
Strasser Johano	Der Wind	Seite 19
Tschurlovits Magdalena	fia & ice	Seite 20
Ulrich Andreas	Benfatto	Seite 20
Voswinckel Klaus	Tarantella oder Hölderlin tanzt	Seite 21

KINDER | JUGEND

Andersen Hans Christian/Farhang Solmaz	Der Schatten	Seite 22
Gordon Harald/Schwab Dorothee	Der Farbenwald	Seite 22
Schlüter Manfred	Am Anfang, sagte der Apfel	Seite 23
Verschueren Sarah & Roel/Menasse Eva	Oscar, der furzende Papagei	Seite 23

KUNST | WISSENSCHAFT | MUSIK | REGIONALIA

Aigner Carl	Elfriede Mejchar	Seite 24
Brettschuh Gerald	Landschaft	Seite 24

Brunnthaler Adolf	Strom für den Führer	Seite 25
Fuchs Anita/RESANITA	Wilde Frau	Seite 25
Glettler Hermann	Leben ordnen. Ein Versuch	Seite 26
Grilj Mathias/Arndt Willi	Kreuzweg	Seite 26
Kristan Markus	Die Kunstschau Wien 1908	Seite 27
Linschinger Josef	WORT WIRD BILD	Seite 27
Neubauer Helga/Neubauer Konrad	Wechselzone-Powerman	Seite 28
Prokisch Bernhard	Linzer Eisenbahnbrücke	Seite 28
Raith Erich	Eine Haustür in Ottakring	Seite 29
Samsonow Elisabeth/Storch Ursula	Egon Schiele	Seite 29
Temmel Wolfgang	Nordkoreanische Landschaften	Seite 30
Wildbach Bruno	Malerei	Seite 30
Winkler Harald	Land und Glas	Seite 31
Wolfsgruber Linda	Das ist (es)	Seite 31



Amann Klaus A. Wir lagen vor Madagaskar

Roman

12/19 cm, 232 Seiten, Broschur, 20 €
ISBN 978-3-99028-358-5

Alles was vom Gedächtnis meines Vaters übrig geblieben ist, sind drei Strophen eines Matrosenliedes und eine unvollständige Strophe eines Gedichts des französischen Symbolisten Paul Verlaine. Da ich meinem Vater in manchen Dingen ähnlich bin, erschreckt mich sein Gedächtnisverlust mehr als mir lieb ist und ich versuche herauszufinden, was es mit dem Matrosenlied und dem Gedicht Verlaines und der Vergangenheit meines Vaters auf sich hat. Jede Zeile des Liedes führt mich und den Leser in die verlorene Jugendzeit eines unfreiwilligen Kämpfers gegen die Partisanen, in unsere eigene Jugendzeit in den 60-er und 70-er Jahren im milden Westen Österreichs und in das Leben mit einem dementen Elternteil in der Gegenwart. Es schimmert immer mehr die Einsicht durch, dass wir uns aufs Alter einstellen und einlassen müssen, wenn wir nicht vom ihm überfahren werden wollen. Ich habe mir mein Alter anders vorgestellt – ist ein Mantra meiner Mutter. »Dein Alter sich auch«, würde mein Vater darauf antworten, könnte er wie früher noch Wortspiele machen.

Wir lagen vor dem Zelt auf einer großen Wiese in einem Dorf über dem Felsen und es war das erste große Abenteuer für zwei Kinder, die mit ihrem Vater Zelten waren. Damals war er noch der Übervater, der den schweren Rucksack trug, das Zelt aufstellte, ein Feuer machte und das Essen über dem Feuer wärmte. Der vor der Dunkelheit keine Angst hatte und am Feuer eine Geschichte erzählte. Beim ihm waren wir sicher, er roch nach Tabak und wusste meistens wie's nach der nächsten Ecke weiterging. Ein wenig vergesslich war er immer schon gewesen: auf dem Weg nach Hause kamen wir an der Gastra vorbei, einem Ausläufer des riesigen Waldes der zu unserem Dorf gehört und mein Vater dachte nicht daran, dass diese Gastra sehr abrupt mit dem Pfarrschrofen endete, einem Felsen der so schroff und unzugänglich wie unser Pfarrer damals war und gute 20 Meter fast senkrecht abfiel. Er ließ uns dort seelenruhig spielen, bis der ältere Bruder in kindlicher Neugier die Abgründe des Schrofen erforschen wollte, abrutschte und mit großem Glück auf einem vorgelagerten Podest zwei bis drei Meter weiter unten...

◀ Herzstück 2016 ist das 20. Poetenfest auf »SCHLOSS RAABS«, 26., 27., 28. August 2016, Lesungen, Konzerte, Theater, Buchausstellung, Kinderbuchillustrationen ...

Antlinger Kurt Faltboot, Kracherl, Hendlstauber

Meine Kindheit in den 50er-Jahren

12/19 cm, 164 Seiten, vierfärbig, Broschur, 18 €
ISBN 978-3-99028-524-4

Das Erleben, Erfahren und Erfüllen in der Kindheit ist neben Erziehung und Vererbung eine der wesentlichsten Grundlagen für die Empathie, die soziale Kompetenz und das Selbstverständnis im späteren Leben.

Das Buch erzählt von Erlebnissen des Autors in den frühen Kinderjahren, in denen er behütet – aber doch frei – erst im Hausruckviertel auf dem Land zwischen Wald, Bach, Wiesen und Feldern aufgewachsen ist und später in Leonding/Doppl, wo es damals außer Bauernhöfen kaum Besiedelung gab – ein Umfeld, das der kindlichen Entfaltung ebenfalls viel freien Raum ließ. Sommermonate, die er oft bei Onkel und Tante auf dem Freinberg sowie bei der Großmutter in der Schiffswerft in Linz verbrachte, ließen ihn als Kind das Leben in der Großstadt bestaunen und erfahren.

Es wird einerseits das Lebensgefühl eines heranwachsenden Kindes um 1950 dokumentiert, andererseits auch eine kritische Gegenüberstellung damaliger und heutiger Prioritäten und Prämissen versucht. Die nach den Kriegsjahren von Aufbruchsstimmung beseelte und von großer individueller Freiheit geprägte Zeit steht in starkem Kontrast zur heutigen überreglementierten, in vielen Konventionen verfangenen Lebensweise.

Obwohl ich 1943 in Linz in der Frauenklinik geboren und zweimal getauft wurde (einmal evangelisch in der Klinik, anscheinend eine Nottaufe, das zweite Mal katholisch in der Severinuskirche in Linz von Pater Teufel), habe ich meine ersten Lebensjahre in Neumarkt Kallham im Ortsteil Hading verbracht, bis meine Eltern, mein Bruder und ich im Jahre 1952 nach Leonding, Doppl, in unser neues Einfamilienhaus übersiedelten. Meine Großeltern folgten uns, da sie schon sehr gebrechlich waren, einige Jahre später nach.

Viele Erinnerungen aus frühester Kindheit erwecken in mir die Düfte von Holler und Phlox im Vorgarten, der Geruch von Mehl aus dem blauen, bunt bemalten Schlafzimmerkasten der Großeltern, von der Waschlauge in der kleinen Waschküche nebenan, dem Stauferfett und dem Petroleum in der angebauten Werkstätte des Großvaters.

Bletschacher Richard Aus dem Gebirge

Erzählungen

12/19 cm, 144 Seiten, Broschur, 15 €
ISBN 978-3-99028-584-8

„Maxl, hupf!“ riefen die Kinder, und der Pflacher Maxl tat einen Luftsprung. Nicht hoch, aber doch höher als irgendein anderer springt auf freier Straße an einem gewöhnlichen Werktag, wenn es weit und breit nichts zu sehen oder zu hören gibt, das einen vor Freude aus den Schuhen heben könnte. Und die Leute lachten, wenn sie vorüber gingen, oder schimpften, wenn sie stehen blieben und länger zusehen mußten, wie der Maxl den Kindern gehorchte und sprang und sprang und immer wieder sprang. Denn die Kinder konnten nicht genug bekommen von dem nur für sie vergnüglichen Spiel, und der Maxl, der schon lange kein junger Mensch mehr war, schnaufte nach dem zwanzigsten Luftsprung schon ganz gewaltig. Und irgendwann kam dann der Augenblick, an dem sich seine Sprünge nicht mehr vom Boden lösten, sondern in seinen ausgetretenen Schnürstiefeln stecken blieben, und nur noch die mageren Arme hochflogen und der ausgegergelte Kopf sich reckte; und bald darauf war es soweit und der Pflacher Maxl lag auf dem Boden. Dann lachten die Kinder. Denn solange mußte das Spiel der Kinder gehen und solange ging es, wenn keiner von den großen Leuten dazu kam, der sie auseinander scheuchte und dem Pflacher Maxl vom Boden aufhalf und ihn auf eine Bank oder Haustreppe führte, wo er sich ausruhen konnte. Der aber wehrte sich oft und wollte nicht sitzen, solange noch ein Kind in der Nähe war. Es war nämlich an dem, daß der Pflacher Maxl einem Kind keinen Wunsch abschlagen konnte. Und das hatten die lieben Kinder erkannt. Das will heißen, eines von ihnen hatte dies vor vielen Jahren herausgefunden und hatte es weitererzählt und den Beweis seinen ungläubigen Spielkameraden vor Augen geführt und den Maxl hupfen lassen, solange, bis alle Kinder im Dorf es wußten. Und seither mußte eine jede Rotznase versuchen, ob sie auch die Macht habe, den Maxl hüpfen zu lassen. Und es wurde keine enttäuscht. Sobald nun ein Bub oder Mädchen groß genug war, um auf eigenen Beinen zu stehen und „Maxl, hupf!“ zu rufen, wollten sie wie alle anderen die Probe machen, in aller Unschuld, versteht sich. Und so wuchs im weiten Umkreis kein Kind auf, das der Pflacher Maxl mit seinen Sprüngen nicht zum Lachen gebracht hätte ...

Brettschuh Paul Rio Negro Esteban

Prosa

13/21 cm, 94 Seiten, Broschur, 13 €
ISBN 978-3-99028-551-0

R. N. E. war ein Junge von acht Jahren, als er das erste Mal genannt wurde. Seine Tante Susanne kam gerade vom Markt nach Hause, von wo sie einen Korb Hummer und Limonen mitbrachte. Lustig schwenkten die herrlichen Tiere ihre Fühler und schon verschwanden sie im großen Topf. Das kochende Wasser machte ihre Schalen ganz rot, zum Grün der Limonen ein schöner Kontrast. Sein Vater saß im Knast, man hatte ihn geschasst. Jeden Freitag war Besuchszeit und Klein Esteban wurde geschnäutzt, der Hals ihm gewaschen, sodann bestieg man die Tramway der Linie 5, von deren Endstation es nicht mehr weit zur Besserungsanstalt war. Seit er sich erinnern konnte, gab es diese allfreitäglichen Besuche; und immer brachten sie dem Direktor der Anstalt, Senhor Carlos Ruiz, einen der kalten Hummer mit. Die anderen waren für seinen Papa. Nun möchte man denken, dass man dieser Speise, vortrefflich zwar, doch in ihrer wöchentlichen Wiederkehr in jeder Hinsicht üppig, schon müde war, doch das Gegenteil war hier der Fall: Mit Lust knackte man die Panzer, mit Eifer sog man an den Scheren, sie also heiß begehrend, obgleich sie ja kalt waren. Gleichviel, sei dem, wie es war, am Ende ritt man auf dem anstaltseigenen Camel. Sodann begab man sich wieder zur Elektrischen und fuhr bis zur Station „Rio Negro“. Dort hatte Senhora Muyforte, die beste Freundin seiner Mutter, einen Blumenhandel. An der vom nie versiegenden Verkehr umtosten Ecke der Avenida „Vino Tinto“-„Rio Negro“ stand der Kiosk, die Außenwände waren zur Gänze von Bananenstauden, Bougainvilleas in allen Farben und tropischem Geißblatt überwachsen. Senhora Muyforte hatte einen Spirituskocher, auf dem schwarzer Kaffee gekocht wurde, so stark, dass er vermocht hätte, Tote aufzuwecken. Gottlob aber war man lebendig. So aber wäre man nicht geblieben. Klein Esteban bezog Posten in einem Winkel des Kiosks, er legte sich dort auf den Boden, von wo er, vergraben unter einem Haufen Palmwedeln, durch die Ritzen der Bretterwand manchen Blick erhaschen konnte unter die Röcke der Vorübergehenden. Man wird also gleich ihm einsehen, dass der Freitag voller teils verborgener, teils offensichtlicher Freuden war. Wie aber kam Esteban nun zu seinem Namen, wie der Name zu ihm? Verborgener lag er, und verstohlen sah er das Unheil nahen in Gestalt von Senhora Muyfortes ...

Declaude Thomas Eselsohren einer Geschichte

Erzählungen

12/19 cm, 184 Seiten, Broschur, 18 €
ISBN 978-3-99028-568-8

In der Volksschule schon hats oft geheißt: Mach doch keine Eselsohren! Ich hab mich wirklich bemüht, aber sie sind immer wieder entstanden. Einfach so – mein Zutun war aus meiner Sicht minimal. Man kann das auch Schicksal nennen. Und wenn ich so zurückblättere im Lebensbuch, dann stoße ich schon wieder auf eine Menge solcher Eselsohren. Und es macht mir einfach Spaß und Freude mich an diese „Unordentlichkeiten“ zu erinnern. Vieles ist tatsächlich so geschehen, wie ich es aus meiner Erinnerung erzähle, wenig ist dazugedichtet. Auf feststellbare Objektivität gibt es keinen Anspruch. Dass es kein „Ich“ in den Geschichten gibt, folgt der Logik, dass aus einer gewissen, auch persönlichen Entfernung andere Perspektiven entstehen können. Ich bin jetzt nicht J., dessen Fahrten dieses Buch folgt. Allerdings war ich ihm früher sehr ähnlich. Mehr noch – ich hab ihm geglichen. Auf jeden Fall habe ich mich bemüht, alles so aufzuzeichnen wie J. es erlebt hat. Ein klein wenig hab ich mir erlaubt hinzuzudichten. Ich weiß, das klingt egoistisch. Aber es soll ja das Schreiben auch Spaß machen. Schon in der Volksschule hieß es doch stets: „Mach keine Eselsohren ...“ Man bemüht sich. Eben drum!

J. war ein Spät-Hippie in den frühen Siebzigern des vorigen Jahrhunderts und mitten drin in der Jugendrevolte, der gesellschaftspolitischen Subversion. Er war Autostopper durch ganz Europa, Straßenmusiker, Liedermacher, Schauspieler, Kommunarde, Indienreisender, Träumer, die „freie Liebe“ Genießender, Abbruchhausbewohner, Marxist, Buddhist, verhinderter Austro-Popper und leider auch Soldat. Schräge Geschichten aus einer „schrägen Zeit“ sind in sein Lebensbuch gezeichnet. »Ich bin nicht mehr J.« Ich blicke auf ihn in der verzerrten Perspektive eines Rückspiegels.

Eder Zita Lichtzeichen

Wort-Bilder

13/21 cm, 104 Seiten, Broschur, 13 €
ISBN 978-3-99028-530-5

Es geht nicht einfach darum, dass unser Glaube – syntaktisch – in Frage gestellt wird. Vielmehr ist der personale „Glaube“ Gottes (die Dimension des Vertrauens!) unserem sächlichen („Was“ – nicht: an wen) und mithin abstrakten absolut überlegen. Findig auch das Porträt der „Furcht“, wo die Attribute „Zu viel“ und „Zu wenig“ auf Gegensätze verteilt begegnen, bis am Ende das eine „Leben“ alle Gegensätze summiert und aufhebt. „Furcht“ ist „Zu viel / (...) Leben“, weil sie für ein Leben steht, das ängstlich festgehalten, gleichsam gekrallt wird. Andererseits steht die „Furcht“ mit Recht für „Zu wenig / Leben“, ist sie es doch (zumindest in der stringenten Definition Søren Kierkegaards), die allem Genuss, aller Entfaltung des Lebens bleibend Abtrag tut. Nicht selten beziehen Zita Eders Texte eine zusätzliche Grundierung durch Gedichte, die zu assoziieren sich nahelegt, in „Staunen“ etwa (Erich Fried: Es ist / was es ist / Sagt die Liebe) oder auch in „Vollendung“ (Rainer Maria Rilke: ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen). Theologisch beeindruckend „Du bist da“, die Schlusszeile von „Treue“, die den Namen aufnimmt, mit dem sich Gott dem Mose vorstellt: „Ich bin, der ich bin“.

Leise
breitet die Dämmerung
ihre Flügel
über das Land

Sorgsam
legt der Schlaf
seinen Mantel
über mich

Langsam
senken die Träume
ihre Netze
in mich

Behutsam
führen mich
Deine Hände

Wohin?

Eliskases Maria Der blaue Zug

Erzählungen

12/19 cm, 648 Seiten, Softcover, 24 €
ISBN 978-3-99028-558-9

Ein magischer Ort! Ihr war feierlich zumute, als sie eintrat. Jeder Ort kann zu einem magischen werden, es kommt darauf an, was ein Mensch an einer bestimmten Stelle der Welt, seiner Welt, erlebt. Für sie gab es nur einen verzauberten Ort, er lag in Paris: Le Train Bleu. Dort hatte sie Théo erstmals und auch ein letztes Mal gesehen.

Die Jahre, die vergangen waren, zählten nicht. Sie versetzte sich so oft sie wollte in Gedanken zurück, und daran würde sich nie etwas ändern: an ihrer Fähigkeit sich zu erinnern und in der Phantasie zu erleben, was dazu beigetragen hatte, dass sie zu der Frau geworden war, die sie sein sollte. Es gab kein anderes Ziel, eine Andere hätte sie gar nicht sein wollen.

Sie war sich erst in der Mitte des Lebens ganz des Frau-seins bewusst geworden und hatte gelernt, sich dem Augenblick hinzugeben. Im Erleben, in der Betrachtung, in der Teilnahme, in Gesten und Sprache – bei allem war sie seither in der Gegenwart verwurzelt. Ungeachtet der äußeren Einflüsse bewahrte sie so das Gleichgewicht, war dadurch unangreifbar. Selten ließ sie sich verletzen, selten ließ sie jemanden an sich heran. Trotzdem galt sie als umgängliche Person, in Gesellschaft war sie beliebt, weil sie zuhörte und passende Fragen stellte. Dass sie wenig von dem verriet, was ihr wichtig war, fiel kaum auf, manchmal vermisste sie Anteilnahme, aber eigentlich machte es sie reich, und sie verlor nichts. Alles, was man erklären und zerlegen will, verliert an Substanz, gehört einem nicht mehr wie vorher, und man ist gezwungen, sich auf die Suche nach Neuem, Erstrebenswertem zu machen. Man wird unruhig. Irma war eine ruhige Frau. Vielleicht war es eine Art von Meditation, deren Technik sie jedoch nicht erlernt, sondern unverdient erworben hatte in der Begegnung mit der Liebe.

Eine Woche Paris, sechs Tage nur, samt An- und Abreise. Sollte sie es wagen? Wieder wagen, wie damals?

Catherine hatte gefragt, ob sie heuer nicht endlich die Einladung annehmen wolle, nach Paris zu kommen. Es sei wahrhaftig genug Wasser die Seine hinab geflossen, sie kenne ja nicht einmal das renovierte Centre Pompidou! „Jetzt kann man dort noch besser Kunst genießen“, sagte Catherine, „du wirst sehen, es hat sich einiges getan in Paris.“

Hoffentlich nicht, hatte Irma gedacht, denn wenn, dann wollte sie das Paris von damals wiederhaben.

Viele Sommer hatte sie nein gesagt, es hatte einfach nicht in ihre Pläne gepasst, und überhaupt: Die lange Bahnfahrt hin und retour auf sich zu nehmen wegen der paar Tage, das war nicht verlockend...

Falkner Hans Peter 890 Gstanzln

Gstanzln

15/21 cm, 264 Seiten, Hardcover mit CD, 30 €
ISBN 978-3-99028-570-1

gretl und de grün
das wär mei wün
des dad i gean hean
werd scho wos wean
ins ocht neuni nuller
do kean de zwoa knuller
wei san de ned drin
gibt oisse kan sinn

owa gretl sei ned zwida
owa gretl sei ned faad
owa gretl los mi drüwa
oft griagst an schoklaad

und a grü sitzt im gros
und pfeift si grod wos
und auf amoi is staad
schädl ogmahd

i sog ned aso
und a ned aso
das ned irgendwea sogn kau
i sog so oda so

und i red wos i wü
und i tua wos mi gfreid
und i schea mi goa ned
um de woschadn leid
de goa so vü redn
und bled dan üwa mi
san olle mitanaunda
vü schlechta ois i

eee eee
mia san de schenan zwe
eee eee
mei han mia sche

i hob de schof augschaud
dschof de haum mi augschaud
oft hob i mi gschaumd
wie mi dschof augschaud haum

sim sim und sam sam
sfinanzamt und dschandarm
in apotheke sei hund
leckts mi in oasch und bleibts gsund

Gornikiewicz Maria Rette mich, wer kann

Lamentos

12/19 cm, 176 Seiten, Broschur, 15 €
ISBN 978-3-99028-571-8

Eigentlich müsste ich schon lange tot sein. Stunden und Nächte habe ich bei der Lektüre von Anti-Aging und Dinner-Cancelling verbracht. Im Bett so gegen Mitternacht. Neben mir den Teller mit Käse, Weintrauben, das Glas Rotwein und natürlich meine geliebte Schokolade. Ich weiß alles über Hormone, Radikalfänger, Melatonin & Co. Ich kenne das Geheimnis meiner Stammzellen, lese mit Vorliebe, was die Leber und die Bauchspeicheldrüse repariert und denke mit Ehrfurcht an meinen erhöhten Cholesterinspiegel. Vor dem Einschlafen mache ich drei Übungen für ein glattes und strahlendes Gesicht, nämlich den Kussmund, die Dehnung zwischen Haaransatz und Kinn und natürlich kümmern sich meine Fingerspitzen um Augenfältchen und Mundwinkel. Dann träume ich von Soja, Rotklee, Yam Wurzel und grünem Tee. Wenn ich aufstehe, trinke ich Bohnenkaffee, turnen schon lange nicht mehr, weil ich bei Feng Shui gelernt habe, dass es nicht auf muskuläre Kraft, sondern auf gesteigertes Bewusstsein ankommt. Außerdem wird mir die Zeit zu knapp. Früher habe ich mich schon nach Anleitung bewegt. So zum Beispiel. Zählen Sie Ihre Schritte und atmen Sie dabei bewusst: Sechs Schritte lang einatmen, sechs Schritte die Luft anhalten, sechs Schritte lang ausatmen, sechs Schritte lang ausgeatmet bleiben. Dabei bin ich fast erstickt und vorsichtig geworden. Dann habe ich einen Seminarkollegen in der Nervenheilanstalt besucht. „Chancen und Wunder der Wandlung“ haben ihn vollends fertig gemacht. Er hat das Zimmer mit dem Absolventen von „Maximaler Output durch synergetische Erfolgssysteme“ geteilt. Der hatte eine Sauerstoffflasche neben dem Bett und war ganz heiser. Er hatte nämlich auch den Schnupperkurs in Obertongesang absolviert. Da bin ich noch glimpflich davongekommen. Mich hat nur die Welle des Dialogs von Körper und Bewusstsein überschwemmt, und zwar beim „Tanz der Gefühle“. Der Trainer war männlich und gertenschlank. Ja die Männer haben es gut, aber ältere Frauen nehmen leichter zu, weil sie nicht mehr so orgasmusfreudig sind. Das steht in einem Gesundheitsmagazin. Aber ich bin aufmüpfig, seit ich den „Weg der Kaiserin“ gelesen habe. Nur ist die Chose jetzt eine sehr intime, Alleinsein voraussetzende „Handlung“, die Fantasie und Kreativität verlangt. Würde ich für eine Gesundheitszeitung schreiben, stünde da: Schade um jeden Sinn, der verloren geht, also dranbleiben. Denn die Kaiserin ist schamlos. Sie nimmt sich, was sie braucht, am besten einen jüngeren Liebhaber. Aber woher nehmen und nicht stehlen?

Graf Franz Sternenmärchen

mit Bildern von Gerhard Trumler

22/22 cm, 94 Seiten, Hardcover, vierfärbig, 20 €
ISBN 978-3-99028-431-5

Die hier versammelten 20 kleinen Märchen sind keine Anleitung, sie sind Bausteine. Bausteine, die der Leser/die Leserin der eigenen Persönlichkeit hinzufügen kann, die vielleicht ein neues Licht auf Begebenheiten werfen, die Vergessenes wieder ins Bewusstsein zurückholen. Sie sollen helfen, von innen heraus auf das Außen zuzugehen und nicht Spielball der Umwelt sein. (Barbara Fink)

Ein Sternenmärchen

Weil der Schöpfer es so eingerichtet hat, dass es keine zwei Menschen gibt, die einander gleich sind, so gibt es auch keine zwei gleichen Sterne.

Anders aber ist die Ordnung zwischen den Menschen und den Sternen. Um das Gleichgewicht der Erde im All aufrecht zu erhalten, gibt es für jeden Menschen einen völlig wesensgleichen Stern am Himmelsgewölbe. Und aus den gleichen unerforschlichen Beweggründen, wie die Menschen dem Glück nachjagen, sucht jeder Stern den Menschen, der ihm zugehört, um für ihn zu leuchten. Nach der strengen Schöpfungsordnung aber kann nur ein ganz besonderes Signal eines Menschen die Unendlichkeit des Sternenhimmels erreichen: er muss in Selbstbetrachtungen wiederkehrend Einschau halten und über sein Wirken deutlich machen, was in ihm leuchtet.

So kreisen die Sterne Jahr für Jahr und suchen. Und der strahlendste Stern sucht den Menschen mit dem strahlendsten Wesen. Und wer an diese Gedanken am innigsten glaubt, wird eine Kraft in seinem Herzen erlangen, so stark wie das Licht des Mondes. Und der hellste Stern wird ihn finden und leiten das ganze Jahr!

Hachmeister Marlene Was gespielt wird

Prosa

12/19 cm, 144 Seiten, Softcover, 15 €
ISBN 978-3-99028-572-5

ich sitze und draußen geht der tag zu ende das lässt sich am licht erkennen das sich mit jeder minute die ich hier länger sitze verändert eigentlich wollte ich etwas verändern heute für morgen aber ich bin geblieben und jetzt hänge ich rum. nichts von dem was in meinem kopf ist scheint rauszuwollen der ist so leer wie die flasche wasser die neben meinen füßen liegt es ist ruhig nur der kühlschrank summt aber das finde ich gut heute sind hier schon genug worte gesagt worden um die rauszukriegen hab ich lange lüften müssen aber auch von draußen sind irgendwann worte hineingekommen also habe ich alles verschlossen und warte. worauf werd ich schon merken. es dauert noch heute war das letzte bisschen scheinbar fängt gerade etwas neues an ich schaue mich um und auf die wand in meinem rücken diese wand besteht aus fragen sie verlangt nach fragen nur mit den richtigen fragen hält die wand unbeeindruckt steht sie da weiß und ein bisschen schäbig eine wand für fragen ohne antwort wie die warum sie hier steht. wir haben uns aneinander gewöhnt sie hört mir zu wenn ich die antwort suche vielleicht ist sie hier einfach vergessen worden ich seufze und lehne mich an aufgelehnt habe ich mich schon lange nicht mehr jeder versuch ist nur eine neue geschichte ein satz am anfang und eine frage zu ende vielleicht ist es die wand die diesen einfluss auf mich hat. ich weiß nicht wann dieser tag begonnen hat es kommt mir ewig vor ich habe nichts getan ich stehe auf stelle mich neben die wand und schweige. plötzlich ändert sich alles im letzten moment haben sich neue formiert ich warte und schaue aber ich verstehe sie nicht neue fragen erscheinen in neuem licht und die leere die sie hinterlassen wirft schatten auf meine wand diese neuen momente sind noch ohne erinnerung nur wo soll die hin wenn auf einmal kein platz ist es wird eng um mich ich fühle mich schlecht die transformation passiert noch was geht und was kommt werde ich sehen wenn ich bleibe mittlerweile sitze ich. ich schließe die augen schlag auf schlag erscheint jedes wort in unbenutzter oberfläche und alles ist rot bevor es dann schwarz wird nichts ist mehr da kein wort mehr zu erreichen ich fasse nicht was ich sagen will. ich wache auf. scheinbar bin ich eingeschlafen aber auch jetzt wo ich wach bin bleibt es schwarz denn mittlerweile ist es draußen dunkel ich setze mich auf und hinter der wand höre ich ein rumpeln. benommen reibe ich meine augen und wische mit einer hand den schweiß ...

Hauck Thomas Der Fisch, der zu ihm gesprochen hatte

Erzählung

12/19 cm, 80 Seiten, Broschur, 13 €
ISBN 978-3-99028-573-2

Manfred P. T. Ellermann war am 7. Februar in Zirl in Tirol losgelaufen um zu vergessen. Alles wollte er vergessen. Sagte er sich. Alles. Sein ganzes Leben. Sein Haus, seine Familie, seine Frau, die Arbeit, das Dorf, einfach alles. Er habe in der Samstagsbeilage der Tiroler Tageszeitung gelesen, dass man beim Laufen am besten vergessen könne. Und auf das freute er sich. Aufs Laufen und aufs Vergessen. Zielloos war er am 7. Februar gestartet. Eigentlich hatte Manfred P. T. Ellermann überhaupt keinen Grund zum Vergessen, er hatte alles, er hatte einen gut bezahlten Beruf, Vertreter für landwirtschaftliche Maschinen, war mittlerweile aus unerfindlichen Gründen zum Präsidenten der in der nahen Kleinstadt residierenden Privatuniversität geworden, hatte eine für seine Verhältnisse bildhübsche Frau, die etwas zu sehr der peniblen Ordnung zugeneigt war, hatte mit ihr zwei rechtschaffene Knaben in die Welt gesetzt, hatte sich vom örtlichen Architekten eine für sein Gefühl avantgardistische Villa bauen lassen. Manfred P. T. Ellermann fühlte sich im Prinzip wohl. Gut, es gab hier und da etwas zu mäkeln, ja, gut, ihre avantgardistische Villa glänzte nicht mehr so wie kurz nach der Einweihung. Ach, war das ein phantastisches Fest gewesen. Wer da alles da war. Alle Freunde und solche, die sich als solche sahen, waren gekommen, stolz wie ein Gockel durchschritt Manfred P. T. Ellermann seine Villa, stieß hier an, plauderte dort, tätschelte da, hier ein Witzchen, dafür war er bekannt, ach der Humor von Herrn Ellermann, einmalig, man bewunderte ihn, man schätzte ihn, man beneidete ihn. Und zwischen allen stand mal hier, mal da seine Frau, groß, blond und von fast makelloser Schönheit. Nun, das Fest ging irgendwann zu Ende und da lagen dann die letzten in den Sesseln oder im Sofa und, was Manfred P. T. Ellermann am meisten schockierte, auch im Ehebett lagen welche. Gut, sie schliefen, Gott sei Dank. Seine Frau hatte sich dann auch sofort ans Putzen gemacht, obwohl er, Manfred P. T. Ellermann, immer wieder meinte, geh Schatzi, bitte net um drei in der Früh mit'm Putzen beginnen, dafür haben wir eine Putzfrau, Manfred P. T. Ellermann lehnte sich damals an die marmorne Brüstung ihres zweistöckigen Wohnzimmers und versuchte, seine Frau vom Putzen abzuhalten. Es nützte nichts. Immer wenn er sie greifen wollte, entwand sie sich und putzte weiter. Manfred P. T. Ellermann spürte den Wein, soviel hatte er schon lange nicht mehr getrunken, aber jetzt trübte seine putzende Ehefrau seine Laune. Erst wollte er lauter werden, nein, sagte er sich, nein, ...

Helfer Monika Flämmchen – Federball

Erzählungen

15/21 cm, 80 Seiten, Hardcover, 18 €
ISBN 978-3-99028-574-9

Emil und Lotte wohnten ein paar Häuser voneinander entfernt, kannten sich, seit sie Kinder waren, hatten sich aus den Augen verloren, jetzt sahen sie sich wieder, ab und zu. Sie redeten über die Jahreszeiten.
An einem Donnerstag trat Emil aus dem Haus, Lotte ging an seiner Hecke vorbei, er sah sie an und dachte, sie sieht so frisch aus. Er versuchte ein Gespräch:
„Stell dir vor, woran ich mich heute erinnert habe.“
„Ja?“, fragte sie.
„Nämlich, wie du auf der Straße mit deinem Bruder Federball gespielt hast. Ihr habt gezählt, weit über hundert, bis der Ball auf den Boden fiel.“
„Das ist lange her“, sagte Lotte.
„Und weißt du, warum mir das eingefallen ist? Ich habe beim Aufräumen mein altes Federball-Spiel gefunden. Es hat noch einen Holzrahmen. Willst du es sehen?“
Er wartete ihre Antwort nicht ab und lief ins Haus, kam gleich wieder zurück, offenbar waren die Schläger direkt hinter der Tür gestanden.
„Ich wünschte“, sagte er, „du würdest ein Spiel mit mir machen, bevor ich sterbe.“
„Bist du denn krank?“, fragte Lotte.
„Nein, das sage ich nur, um die Dringlichkeit zu betonen. Es wäre ein Wunsch von mir.“
„Ich bin auf dem Weg zum Bahnhof“, sagte Lotte, „zum Zahnarzt.“
„Es muss nicht heute sein, wir nehmen einen sonnigen Tag, ohne Wind, und wir fahren ins Ried.“
„Warum nicht?“, sagte sie. „Wird vielleicht lustig.“
„Morgen“, sagte er, „15 Uhr am Nachmittag, vorausgesetzt, es windet nicht?“
Er wollte den Termin fixieren, hatte Sorge, dass ihr Treffen sonst nicht zustande käme.

Lotte und Emil standen im Ried, beide den Federball-schläger in der Hand, das Gras war feucht, die Luft war frisch. Sie spielten sich zu, und bald verwehte sich der Ball. Sie setzten sich auf die Bank unter der Kiefer. Lottes Frisur kam in Unordnung, und Emil strich ihr eine Strähne aus der Stirn.
„Erinnerst du dich“, sagte er, „als ich dich und deinen damaligen Freund am Zollamt überprüfte? Es hatte einen Tipp gegeben, und ich war der Zuständige.“
Lotte erinnerte sich. Sie war mit ihrem Freund aus der Schweiz gekommen, beide um die zwanzig, er hatte Drogen bei sich ...

Hell Bodo (Text) Trummer Norbert (Bilder) Kein Maulwurfshügel

topographische Semmering-Bilder

15/21 cm, 98 Seiten, vierfärbig Halbleinen, 18 €
ISBN 978-3-99028-601-2

wider Erwarten gehört der Ortsname SEMMERING nicht zu den original bairischen -ing-Suffix-Namen wie etwa Eferding, Popping oder Schärding, er kann vielmehr als vorgetäuschter -ing-Name aufgefaßt werden, wird er doch von den Namenskundlern auf die slowenische Bezeichnung für den Weißen Germer (*Veratrum album*), dieses AlmUnkraut, zurückgeführt, auf slowenisch: cemer, cemerika (das Paßgebiet ist im Jahr 1227 noch als Semernic belegt)

allein schon der namenskundliche Aspekt scheint Anlaß genug, näher hinter die Oberfläche dieses Transitlandes und seiner Ansichten, Geschichten und Naturkunden zu blicken: geschärft durch intensive Begehungen, folgen die beiden Autoren (Bodo Hell für die Wörtlichkeit und Norbert Trummer für das Bild) auf Einladung des kunsthauses muerz dem klassischen östlichsten Alpenübergang und hier zumal wieder entlang der historischen Bahnstrecke in punktuellen Vertiefungen ihrer Wahrnehmung, so kommen beiderseits feingestrichelte Einzelheiten für Leser- und Betrachterinnen zutage: sowieso panoramatische Ansichten der durch Tunnelbauten, Galerien und Viadukte nach goldenem Schnitt (nicht nach statischen Berechnungen) geprägten Landschaft, aber auch Details von historischen Lokomotiven und Draisinen aus dem Südbahnmuseum und der eine oder andere Tunnelblick

damalige mondäne Zeiten, heutige ukrainische Immobilieninvestitionen, stillstehende filmreife Hotelkomplexe, Phantasiebauten wie jene der Zsolnay-Villa oder geomantische Fehlpositionen wie jene des Looshauses am Kreuzberg sowie Geschichten zum letzten dramatischen Frontbereich des 2. Weltkriegs treten vor der schieren Anschaulichkeit des Hier und Jetzt und der wuchernden Naturkulisse dabei etwas in den Hintergrund



Höfer Bernd Werner Schwab

Erzählungen

12/19 cm, 282 Seiten, Broschur, 20 €
ISBN 978-3-99028-557-2

Kohlbergzeit

Besuch in Kohlberg oder Die Geburtsstätte der Fäkalien-
dramen – Besuch im Gasthaus Jauk – Besuch beim Trink-
seppel oder Die Geburtsstätte des Hundsmaulsepp – Besuch
in der Buschenschank Hermann

Grazzeit

In der Bronx oder Es gibt einen Werner Schwab – Es
schwabt in Graz oder Werner belebt die Szene – *Die Schlä-
fer im Moor* – *Die Nacht der Irish-Coffees* – In der Scherbe
oder Die Puffecke – *Blackbox* – Ein Verein wird gegründet
oder Ein Verein entzweit – Im Minoritentheater oder Wer-
ner lernt fliegen – Lesung ABC – Die Präsidentinnen stiften
Verwirrung oder Der Reiz eines Blinddarms

Wienzeit

Zuversicht – Das Haus am Yppenplatz – Besuch im Panigl
– Ein Abend wie kein anderer oder Kein Abend ist sich
gleich – Wir sind in die Welt gevögelt – Werner zieht um
– Die Abnabelung – Ein Theaterbesuch oder der Kreis
schließt sich

Wie in einem Flaschenhals liegt das kleinkeuschlerische
Bauernhaus am Eingang zum Nickelgraben. Wie ein arm-
seliger Schutzmantel gewährt es der Schwabfamilie Unter-
schlupf.

Wie ein Wächterhaus, von dem aus das Tal des Elefanten-
friedhofs bewacht wird, von Werner Schwab und seinem
Knochenkorb, ein ungemütlicher Anblick. Ein Atheist be-
wacht die Pforte, kontrolliert den Ein- und Ausgang zu
diesem schwermütigen Tal, in dem fast immer Allerheili-
genstimmung herrscht.

Der Maßstab von Sein oder Nichtsein, Tritt ein oder Bleib
in deinem eigenen Tal, wird im Mostkeller gesetzt, gleich
hinter dem Haus, mitten im Erdhügel.

Der Handel mit dem Kapuzenmann beginnt, die Elefan-
tenknochen sollen ihre Wertigkeit behalten dürfen, bis tief
hinab unter die Erde, eine unsichtbare Forderung, spürbar
hinter den zahlreichen Leerflaschen im dumpfen Mostkel-
ler, gebettet auf beerdigten Rüben, Kartoffeln und der
Kotze, die sich als Erkenntnis der eigenen Ungewichtigkeit
stinkend darüber ausbreitet.

Ein Höllenwächter, eingeschlossen im Erdkeller, der diesen
Elefantenfriedhof, dieses Tal der nicht erfüllten Sehn-
süchte scheinbar überschaut und beherrscht und auf die
Auferstehung der eigenen Wünsche hofft und wartet.

Holzinger Hermann Die bitteren Tränen

Erzählungen

12/19 cm, 144 Seiten, Broschur, 15 €
ISBN 978-3-99028-575-6

Wer hat nicht schon einmal davon gehört, gelächelt,
geschmunzelt, wenn er mit jemandem sprach, der sich
gerade in seinen Worten verhedderte. Die Jahre kommen,
die Jahre vergehen. Und es fällt einem auf, dass man sich
nicht mehr jeden Namen merkt. Auch von jenen, »die man
im Schlafe« kannte. Peinlich, wenn man auf der Straße
gegrüßt wird: »Servus, alter Freund, wie geht's dir?«. Man
kennt ihn, das ist doch der, wie heißt er, mir liegt es
auf der Zunge. Man stammelt: »Das ist mir jetzt furchtbar
peinlich, ich kenn dich doch, du bist doch der, na, hilf mir
schon, wie ist dein Name, ach mir fällt es gerade wieder
ein. Du bist der Huber Wendelin, wie geht es dir so, alter
Freund?« Na also, das war's, gerade noch in letzter Minute
gerettet. Der so plötzlich angesprochen wirkt plötzlich
eine Nuance kühler. »Nein, ich bin der Michael, kannst du
dich nicht erinnern? Ja. Aber ich habe gerade gleich, eben,
leider einen Termin bei meinem Arzt, aber nächstes Mal,
dann gehen wir auf einen Kaffee!«. Du stehst belämmert
da, als wärest du gerade aus einer Kuppel gefallen. Du, der
sich jede Telefonnummer, jeden Namen merkte, kennst
die Namen deiner alten Schulfreunde nicht mehr? Das
nächste Mal bei deinem Hausarzt, das Medikament, das
Sie mir vor einem Monaten verschrieben haben.«. »Wel-
ches«, fragt der Arzt zurück, »ich verschreibe hunderte
Medikamente in der Woche, da kann ich mich nicht an
jedes erinnern!« Jetzt hängst du, mach' ein Geständnis.
»Wissen Sie Herr Doktor, ich habe in der letzten Zeit
bemerkt, dass mir Namen nicht mehr einfallen!«. »Ist
doch kein Wunder, bei dem Haufen Namen.« So der
Medikus. Na ja, wenn's dem auch so geht, kann ich ja
beruhigt sein. Ein anderer Arzt, bei dem du zufällig wegen
deiner Nacken und Kreuzschmerzen konsultierst, geht gar
nicht ein auf das Thema, »wissen Sie Herr, wie war gleich
Ihr Name?« Für die nächsten, die mir bekannt vorkom-
men, lege ich mir ein Konzept zurecht. Ich begrüße meine
alten Schulfreunde, deren Namen mir nicht und nicht
über die Lippen kommen wollen, mit einem: »Hallo, jetzt
grübelst du, wen du vor dich hast, wie ist sein Name? Aber
ich habe dich, du bist der Fridolin, saßest gleich neben der
Türe 1. Reihe, Kirchenschule.«! »Nein mein Lieber Sie
irren sich« meinte der andere, »ich heiße nicht Fridolin,
und ich war auch nie in der Kirchenschule, wo sollte das
gewesen sein? Nichts für ungut, ich habe es eilig, nächstes
mal wieder! Habe die Ehre.« Drehte sich um auf seinen
Sohlen und verschwand im Gewusel der Menge. Na das
saß. War wohl doch nicht so gut wie gemeint! ...

Huszar Marius (Hg.) Weihnachtszeit

Ein bisschen mehr Freude und weniger Streit

15/21 cm, 124 Seiten, Hardcover, 15 €
ISBN 978-3-99028-510-7

Der Linzer Schriftsteller Marius Huszar ist in Linz als
„Kulturtaxler“ bekannt, der im Brotberuf auswärtigen
Fahrgästen gern Literarisches und Musikalisches mit
Linz-Bezug näherbringt. Sein neues Buch „Weihnachts-
zeit“ enthält Geschichten, Dialoge, Gedichte und Aphoris-
men österreichischer Klassiker und natürlich Texte von
ihm selbst.

Joseph Roth etwa ist mit der anrührenden Geschichte
„Weihnachten in Cochinchina“ vertreten, in der ihm als
kleinem Buben im kalten Galizien ein Guckloch-Welt-
panorama den Blick ins südliche Vietnam freigibt und
eine dauernde Sehnsucht hinterlässt. Von Arthur Schnit-
zler sind erhellende Flirt-Dialoge aus der Oberschicht
dabei, von Rainer Maria Rilke eine ganz andere Christ-
kind-Legende und von Ludwig Anzengruber eine Sozial-
studie fernab des Heimatklischees. Köstlich auch Her-
mann Bahrs Bericht darüber, wie besitzbewusste Bauern
damit zurechtkamen, dass ihr Gott in einem ärmlichen
Stall geboren wurde.

Marius Huszar:

E-Mail nach Russland am 6. Jänner

Ein Frohes Fest

Und Schöne Tage!

+ Verbesserung der Lage

zwischen Ost und West!

Das, liebe Freundin, wünsch ich Dir.

Klarerweis auch Mir.

M i r (мир) – Du siehst, ein wichtiges Wort wie *Frieden*
kenne ich sogar auf Russisch.

Aber M i r bedeutet außerdem noch die *Welt*, stimmt's?!

Demnach wäre der *W e l t F r i e d e n*

M i r M i r.

Nun, vielleicht sind Sprachspiele im Zusammenhang mit
einem so ernsten Thema unangebracht. Andererseits –
ist es nicht gerade der Humor, der uns hilft, das vorherr-
schend schlechte politische Klima zwischen unseren
Ländern leichter zu ertragen?!

Und daher sollte uns – auch wenn das als Scherz
gedachte M i r M i r zugegebenermaßen ziemlich unbe-
scheiden klingt – jenes einsilbige russische Wort in seiner
»Doppeldeutigkeit« durchaus Hoffnung machen:

Die *W e l t* und *F r i e d e n*

mögen e i n s sein! oder anders formuliert:

Wer *W e l t* sagt,

muss auch *F r i e d e n* sagen.

Jahn Burkhard Der Weg an der Sarca

Roman

12/19 cm, 192 Seiten, Broschur, 18 €
ISBN 978-3-99028-569-5

Es hat zu regnen begonnen. Wind schlägt die Tropfen an
das Fenster im 8. Stock. Minutenlang. Dann wieder Stille.
Stille im Zimmer. Stille auf dem Gang. Nicht mehr lange,
und ich werde nach der Nachtschwester klingeln müssen.
Zweieinhalb Stunden sind das höchste, das die Blase
schafft unter der Dauerinfusion, deren Leitung – augen-
blicklich in die Vene auf dem rechten Handrücken gelegt
– schmerzt, und deren Verband gleichwohl die Hand über
dem Einstich warm und straff zusammenhält.

Oh der Nachtstuhl, das furchtbare Möbel!

Das linke Bein, immer noch gelähmt, ein zentnerschwerer
toter Elefantenrüssel. Manchmal in der Nacht wache ich
auf aus dünnem Schlaf, spüre ein Ziehen an der Hüfte,
einen Schmerz im Gelenk vielleicht, letzte Bastion der
Wahrnehmung vor dem Reich des nicht mehr Gefühlten,
vor jener Körpermasse, die meine Neuronen nicht mehr
kennen.

Da kann ich machen, was ich will.

Versuche ich mit äußerster Konzentration, Fuß und Zehen
zu bewegen, lässt ein fehlgeleiteter, ein nicht erhörter
Wille allein meine Finger beider Hände sich krümmen,
und ich bemerke, dass das Bein herausgefallen ist, herun-
terhängt vom schmalen Klinikbett. Auch deshalb muss ich
immer wieder klingeln, nein: nicht klingeln – den Knopf
drücken, der mit seiner Leitung vor mir hängt, herab von
dem Aufziehgriff über dem Bett, über den die Schnur
gewickelt ist, diesen Knopf, der mich an ein Spielzeug der
Kindheit erinnert: war es bei der „Carrera-Rennbahn“, wo
man so das Spielzeugauto auf der über den Wohnzimmer-
tisch erstreckten Rennbahn dirigierte? Tage später erst
wird es mir gelingen, mit Hilfe des gesunden Beines und
der Arme, deren einer an den Schläuchen hängt, das
gefühllose Gewicht zurückzuhieven ins Bett.

Im Gang Geräusche: quietschende Gesundheitsschuhe der
Nachtschwester, eine Tür wird geöffnet und geschlossen.
Es ist die vierte Nacht nach meiner Operation. Vierzehn
Klammern unter dem Verband auf dem rasierten Schädel
und an der Stelle, da die Leitungen ins Gehirn gebohrt
waren, ein aufgeklebtes Bommelchen wie ein Narrenhut.
Schönheit – ich nehme es beruhigt zur Kenntnis – ist mir
wurscht, sie mag mit nachwachsenden Haaren zurück-
kommen, wenn auch der Rollstuhl nicht mehr gebraucht
werden wird.

Wenn er denn einmal nicht mehr gebraucht werden wird.

Janacs Christoph Der Blick des Leguans

Mexikanische Erzählungen

12/19 cm, 316 Seiten, Hardcover, 20 €
ISBN 978-3-99028-600-5

Santiago Guzmán trat unter das Vordach seiner Hütte, beschattete die Augen mit der Rechten, blickte hinaus in die Wüste.

Das Land: flirrend in der Mittagshitze, ein steinernes Meer, in dem die Kiesel, Felsen und spärlichen Gewächse – Mesquites, Yuccas, Sotoles, strohtrockenes gelbes Gras – zu tanzen schienen. Alles war erstarrt und zugleich in Bewegung: das grau-braune Gestein, die halbverdorrtten Pflanzen, die ihre stacheligen Köpfe einem Himmel entgegenstreckten, über den Tag für Tag eine unbarmherzige Sonne rollte; selbst die rostroten Berge im Westen zitterten und bewegten sich, eine Herde vorzeitlicher Wesen, scheinbar unaufhörlich weiter und blieben dennoch stets auf demselben Fleck.

Das Land vibrierte.

Wenige Schritte entfernt stand der Esel unter dem Beifußbaum. Das Gewächs hatte sich in den Jahren von einem Busch zu einem stattlichen Baum ausgewachsen und verströmte am Morgen, wenn sich Tau gebildet hatte, einen betörenden aromatischen Duft. Jetzt, in der Glut, war er nichts als ein trockenes Gehölz; aber er spendete Schatten, den einzigen weit und breit.

Santiago trat auf den Esel zu und tätschelte seinen Rücken. ¿Y qué, Platero? Wovon träumst du?

Das Tier bewegte seine buschigen Ohren, öffnete aber seine Augen nicht.

Ich weiß: von saftigen Kräutern und einer milderen Sonne. Aber das spielt es hier nicht.

Santiago hob den Kopf. Ein Schatten war über ihn hinweggestrichen und hatte sein Gesicht gestreift. Ein Bussard: kreiste über ihrem kleinen Anwesen und nutzte die heiße Luft und ein leichte Brise, um sich ohne einen Flügelschlag treiben zu lassen. Eine Sichel, die das Blau des Himmels ritzte, das jetzt, am hohen Mittag, blaß, fast aschfahl wirkte.

Santiago wandte den Kopf ab und sah hinüber zu dem kleinen Maisfeld hinter der Hütte. Die Blätter vergilbt, die Rispen verkümmert. Davon hatten sie früher nicht leben können, davon konnten sie auch heute nicht leben. Dennoch waren sie zurückgekehrt...

Jooß Erich Das Mädchen, der Luftballon und der Mond

Erzählungen

12/19 cm, 144 Seiten, Softcover, 15 €
ISBN 978-3-99028-563-3

Das Mädchen hielt einen roten Luftballon an der Schnur. Der Wind trieb ihn fort und sie folgte ihm atemlos. Es war offensichtlich, dass sich der Ballon von ihr lösen wollte. Aber sie würde ihn niemals frei geben. Nicht jetzt und nicht irgendwann.

Längst waren das Mädchen und der Luftballon im Weglosen angekommen. Sie liefen, sie flogen durch die Wüste, die sich von dem Dorf, in dem das Mädchen lebte, nur durch ihre Leere unterschied.

Am Ende des Nachmittags wurden die Schatten länger und die Kühle stieg mit dem Mond hinter den Sanddünen hoch. Inzwischen war das Mädchen müde geworden. Auch der rote Luftballon hing unentschlossen in der Luft. Eigentlich wollte er gar nicht mehr fort.

Das spürte das Mädchen. Jetzt kann uns nichts mehr trennen, dachte es, endlich habe ich meinen Luftballon gezähmt ...

Erleichtert beugte sich das Mädchen über einen Tümpel, den eine verirrte Regenwolke in der Wüste hinterlassen hatte. Auf dem Wasser erblickte es den Mond. Sein Spiegelbild sah sehr fremd aus. Vor Schreck ließ das Mädchen den Luftballon los.

Die Sonne erwachte schon, als es zurückkehrte. Niemand hatte seine Abwesenheit bemerkt und keinem fiel der blasse, kühle Schimmer auf, der zum Mond gehört wie die Sterne zum Himmel.

Jetzt lag er auf dem Gesicht des Mädchens.

In den Texten dieses Buches ist das Wunderbare genauso zuhause wie das Erschrecken, die Ernüchterung genauso wie die Verheißung. Oft liest sich das Ende der kurzen, gleichnishaften Erzählungen wie ein Anfang und fordert die Leser zum Weitererzählen auf. Vertraute Bilder aus der Bibel und den Volksmärchen, aus Fabeln, Legenden und Sagen, aus der Welt des Zirkus und der Schausteller werden unversehens zu Chiffren unserer Zeit. Nichts bleibt, wie es ist oder wie es scheint. Aber die Zärtlichkeit der Erinnerung trägt uns. Und die Hoffnung, dass wir eines Tages wieder aufwachen im verlorenen Paradies. Ein Buch für helllichtige Träumer, die bereit sind, den Boden unter den Füßen zu verlieren.

Jursa Elisabeth M. An der Seite ein heller Gedanke

Gedichte

13/21 cm, 84 Seiten, Softcover, vierfärbig, 15 €
ISBN 978-3-99028-565-7

Elisabeth M. Jursa führt mit ihren Gedichten weit weg vom Alltag. Jede Zeile ist ein besonderer Ton, den man hören muss, um ihr zu begegnen. Es sind wunderbare Verse, mit denen sie dem Leser die Welt zeigt. Im Nebel verfangen, dann wieder im Sonnenschein leuchtend. Den besonderen Reiz des Buches machen Schwerelosigkeit und Tiefe aus. Die Worte sind wie mit einem Pinselstrich hingehaucht und regen zu Besinnung, zu Mitfühlen und Miterleben an. Zarte Bilder werden mit philosophischen Gedanken verwoben.

Der Leser findet in diesem Band nicht nur berührende Wortbilder, sondern auch stimmungsvolle Ergänzungen in außergewöhnlichen Aufnahmen.

Man muss diese Zeilen gelesen haben - nicht nur einmal. Dann wird man alle Töne hören und der Autorin näherkommen.

ein heller Gedanke

ein heller Gedanke
ein klarer Blick
und du schöpft Hoffnung

ein gerades Wort
ein vages Lächeln
es könnte wie früher sein

ein Blick der nichts erfasst
ein Wort das nicht ankommt
und an der Seite
ein heller Gedanke

Meer

endlose Weite
endloses Rauschen
endloses Rollen

begrenzter Horizont
begrenzter Blick
begrenztes Ich

Jursitzka Angela Die Ehre der Frau Hitt

Erzählungen

12/19 cm, 144 Seiten, Softcover, 15 €
ISBN 978-3-99028-577-0

Seltsam, wie das Volk immer alles im Voraus wissen will! Einzelne mochten unschlüssig gewesen sein – nachdem sie Teil der Geschichte war, hatte plötzlich keiner an ihrer Herzlosigkeit gezweifelt. Und so mancher kramte in seinen Erinnerungen nach einem merkwürdigen Vorfall der letzten Jahre: „Wartet nur, wenn der Herr tot ist, werdet ihr euch anschauen!“ Verunsichert schauten die Burgbewohner einander an, und weil viele den Herrn vom Hittenstein hassten, warteten sie voll Ungeduld.

„Sie können wir leicht einwickeln“, steigerte sich das Flüstern innerhalb der Burgmauern. Sie, die Frau des Burgherrn, fände sich in einer männlichen Domäne ohnehin nicht zurecht. Schließlich handelte der Hittensteiner gleich jedem Herrn seines Standes, der den Mann mit Verachtung strafte, dessen schweißtreibende Arbeit die Grundfeste zur Burg schuf.

Das Volk aber schrie: „Bittere Zeiten werden kommen!“ Wie sollte da später jemand das Gegenteil beweisen? Das Unglück ist geschehen. Jetzt wird es von Jahr zu Jahr schwieriger, den Fall sachlich aufzurollen und den Mord am Dirschenbach zu klären. Denn eines ist gewiss: Als mit dem letzten Atemzug des Herrn vom Hittenstein das Ende ihrer Bevormundung gekommen war, hatte Adelgunde das Sagen.

So wie die leidenschaftliche Reiterin ihr Pferd an die Kandare genommen hatte, wie sie wusste, wann sie die Zügel anziehen und wo sie den Griff lockern musste, hielt sie nun von einem Augenblick auf den anderen ihr kleines Reich in festen Händen. Fraglos machte diese Lebensführung sie zur Legende. Wer hatte je gehört, dass eine Vertreterin ihres Geschlechts, das schwach zu sein hatte und auch bleiben sollte, soviel Eigenständigkeit besaß? Mit einer Weiberwirtschaft konnten sich ihre aufsässigen Untertanen schwer abfinden. Sie waren widerspenstige Landeskinder und verabscheuten es, regiert zu werden, auch als sie sich noch nicht Tiroler nannten.

Adelgunde vom Hittenstein scherte sich nicht um das Geschwätz der Leute. Zimmerlich war sie nie gewesen. Eine andere hätte dem tyrannischen Gatten die Kemententür verriegelt. In den überlieferten Aussagen wird zwar von einem Sohn gesprochen, jedoch ein Vater nie erwähnt. Besteht hier die Möglichkeit, dass der bezeugte Stammhalter ein Bastard war? Nein. Sogar der leiseste Verdacht einer nichtehelichen Geburt hätte die Jahrhunderte überdauert. Für Adelgundes Treue bürgte allein schon der Mangel an großgewachsenen Männern.

Köhlmeier Michael Vila, die Waldfee

Märchen

15/21 cm, 60 Seiten, Halbleinen, 13 €
ISBN 978-3-99028-578-7

Was muss geschehen, damit Satan einen seiner Unterteufel aus der Hölle schmeißt? Das ist doch eine interessante Frage. War dieser Unterteufel vielleicht zu wenig gehorsam? Das wäre aber eigenartig, Gehorsam ist ja eine Tugend, und ich möchte nicht glauben, dass in der Hölle die Tugend hochgehalten wird. Oder war er vielleicht zu gehorsam? Wäre auch merkwürdig. Satan ist ja ein Tyrann, warum sollte er Gehorsam bestrafen? Und warum ihn gleich hinausschmeißen aus der Hölle? – Fragen über Fragen!

Wo auch immer die Hölle verortet wird, wenn einer hinausgeschmissen wird, wo landet der? Richtig. In Kärnten.

Es war einmal ein junger Unterteufel, der war ein Versager in der Schule des Bösen. In den Nebenfächern Schimpfen, Furzen, Rülpsen, Herumschreien, war er ja noch einigermaßen einigermaßen, Note befriedigend oder genügend. Seine Flüche waren jämmerlich sanft, aber immerhin, einen bigotten Kerzenschlecker hätten sie doch erschreckt. Seine Fürze waren erbärmlich leise und geruchsarm, seine Rülpsen trocken, und wenn er herumgeschrien hat, dann hörte sich das eher wie ein schüchternes Rufen an. Böse war das alles zusammen nicht, das fiel eher unter schlechte Manieren. Nicht gut, aber auch nicht ganz schlecht. In den Hauptfächern hingegen, also Betrügen, Quälen, Rauben und Morden war das Teufelchen ein glatter Versager. Nach einer Betrügerei hat er sich entschuldigt, beim Quälen hat er sich selber die Finger verbrannt, am Ende vom Rauben hatte sein Opfer mehr in der Tasche als vorher, und wenn ans Morden ging, hat das Teufelchen die Schule geschwänzt. Es wollte nicht lernen oder konnte nicht lernen. Es war ein Kreuz mit ihm – oder wie man dazu in der Hölle sagt. Alle Nachhilfe nützte nichts. Also hat Satan das Teufelchen aus der Hölle geschmissen.

Und gelandet ist es in Kärnten, und zwar in Weitensfeld im Gurktal.

An einem Wiesenhang nahe am Wald kann man dort einen großen Felsbrocken sehen. Holunder wächst um ihn herum, im Frühling weiß von den Blüten, herb duftend, im Herbst schwarz von den Beeren. Um die Stämme der Hollerbüsche wachsen Brennesseln, mannshoch, und es sind die gemeinsten Brennesseln, die es gibt, als müssten sie einen Schatz verteidigen, so brennen sie. Schon mancher hat das zu spüren bekommen, wenn er im Frühling die Blüten oder im Herbst die Beeren brocken wollte.

Kurzmann Rosa Katz aus!

Erzählungen

12/19 cm, 400 Seiten, Softcover, 24 €
ISBN 978-3-99028-464-3

Es ist ein absolutes Wunder, dass ich davon gekommen bin. Geboren am oberen Ende des Waldviertels, einer ärmlichen Gegend, mit langen schneereichen Wintern, und kalten Winden, die aus dem Böhmisches herüberkamen und die immer Grüße aus der Eiswüste des hohen Nordens mitbrachten und die die karge Landschaft für Monate knebelten. Und der Sommer mit seinen hagel-schwangeren Gewittern, manchmal so kurz, dass das letzte Getreide kaum noch reifen konnte, bevor der erste Schnee fiel, oder so viel Regen, dass die Garben nicht trocknen konnten und auf den Kornmandln die Körner zu sprießen begannen, trug auch nicht viel dazu bei, einen kleinen Bauern, wie meinem Vater, wohlhabend zu machen. Ein Land das kaum einmal mehr hergab als nur das Notwendigste zum Überleben. Obwohl die Menschen hart arbeiteten, nur hart arbeiteten.

Und ich, auch ein Gewächs dieser windigen, kalten Gegend, hatte dazu noch einen ungeduldigen Vater, der immer zu weit nach vorne dachte, in erster Linie wo er seine Kinder unterbringen könnte, um etwas mehr Luft rund um den grob gezimmerten Esstisch zu bekommen und dazu noch, als Draufgabe, eine Pepitant.

So oft so fern dem Elternhaus, der Mutter.

Es schmerzte sehr, das fern sein. Nicht teilhaben können am Leben, in dem kleinen, aus groben Granitsteinen erbautem Haus. Immer, wenn ich weg musste, plagte mich unentwegt das Heimweh. Die Sehnsucht nach dem warmen, modrigen Geruch, der aus dem Stall durchs Vorhaus zog, nach der Wärme des alten Herdes, der vom September bis Juni nie auskühlte. An die warmen Ziegelsteine, die Hedwig unsere Mutter, uns Kindern ins Bett legte wenn sich der Schnee über dem Fensterbrett auftürmte, nach den Spielen, die ich mit meinen Geschwistern, meist außerhalb der Sichtweite des Vater spielte, nach der Fröhlichkeit des Vaters, wenn er an langen Winterabenden die Ziehharmonika herauskramte und zu spielen begann, nachdem er wieder ein oder zwei Löcher am Blasebalg dicht gemacht hatte, nach den liebenden Händen von Mutter, wenn sie mir die Zöpfe flocht und mir dabei Geschichten erzählte. Diese Sehnsucht machte mich krank. Wenn das Spielen auch im Allgemeinen nicht erlaubt war, außer Sonntag, so fanden wir Kinder doch immer wieder eine heimliche Ecke und etwas Zeit zum Tollen und Herum albern.

Mahrer Louis/Streibel Robert Bora

Roman

15/21 cm, 136 Seiten, Hardcover, 18 €
ISBN 978-3-99028-556-5

In dunkler Nacht rollten, die Räder durch ungarisches Land, ihr eilendes Pochen erfüllte den Waggon und das langsame, ziehende Atmen und Schnarchen der Fronturlauber lag schwer darüber. Plötzlich wurde das Hämmern auf den Schienen heller und weniger hastend und Alfred Kroneck erwachte davon in seiner Ecke. Sein Körper schmerzte von der harten Bank und der unbequemen vornübergebeugten Haltung des Kopfes. Er dachte: „Eine Brücke eine lange Brücke – hier könnte, die Save sein!“ Dann lehnte er den Kopf wieder an die Wand zurück und versteckte ihn unter dem Soldatenmantel, um weiterzuschlafen. Da war auf einmal ein starkes Brausen und Zischen um den Zug, es klapperten die Bretter, die die zerbrochenen Fenster ersetzten, das Blech des Wagendaches dröhnte und durch die Ritzen, besonders von der Tür her, drang ein eiskalter Luftstrom in den Dunst des überfüllten Wagens. Das Pfeifen und Heulen wuchs von Minute zu Minute, es klapperten die Zähne vor Kälte, so dass niemand mehr schlief und zahlreiche Flüche im Dunkel laut wurden: „Verdammte Bora“.

Man hielt in einer Station. Der Orkan schien zu wachsen, ein gewaltiges Heulen und Sausen, ein Krachen und Bersten erfüllte die Nacht. Einige Lampen schaukelten wild über dem Bahnhofsgelände, das völlig menschenleer war. In einem Zug auf dem Nebengeleise brüllten Rinder. Man gefror zu Eis.

Plötzlich Stille. Der Mond trat aus den Wolken und legte sich über ein ebenes Land, durch das man mit geringer Geschwindigkeit dahinfuhr. Ab und zu leuchteten weiße Hauswände auf mit kleinen Fenstern. Große, reiche, schlafende Dörfer glitten vorüber, überragt von den dunklen Massen der Birn- und Kirschenbäume hinter den Höfen. Lange Arme einsamer Brunnen warfen gespenstige Schatten und ab und zu huschten, wie die weißen Gerippe toter Tiere, die mondbeschienenen Trümmer zerstörter und aus den Schienen geworfener Lokomotiven und Waggonen vorbei. Man war in Jugoslawien.

Alfred Kroneck versuchte wieder zu schlafen. Es war noch weit bis Belgrad! Erst am Morgen sollte man ankommen. Es war auch gleichgültig, wann man dort war, denn man sehnte sich nicht nach der Truppe. Er schloss die Augen, wollte an nichts denken, aber wirre Fetzen von Erinnerung stellten sich ein und er hatte nicht die Kraft, sie zu verscheuchen, obwohl sie ihn quälten.

Nebhay Stefan Iris – Eris – Eros

Gedichte und Prosa

13/21 cm, 88 Seiten, Softcover, vierfärbig, 13 €
ISBN 978-3-99028-579-4

F a r b e n

Weiß zuckt der Blitz, flammen Sterne so heiß
Weiß klirrt die Kälte im ewigen Eis
Weiß schäumt die Gischt auf der wogenden See
Weiß schweben Engel in himmlischer Höh'

Gelb brennt die Sonne auf dürstendes Land
Gelb glänzt das Gold und gelb rieselt der Sand
Gelb steht das Korn, das zur Ernte gereift
Gelb werden wir, wenn der Neid uns ergreift

Blau über uns wölbt der Himmel sich still
Blau durch die Sphären weht Geist, wo er will
Blau sinkt der Abend ins ruhende Meer
Blau schweben Märchen und Träume einher

Grün wachsen Moose und Blätter und Gras
Grün springt das Fröschelein kopfüber ins Nass
Grün bricht die sprossende Saat aus dem Keim
Grün ist das Land, wo die Hoffnung daheim

Rot zuckt das Fleisch und rot leuchtet die Glut
Rot fließen Wein und vergossenes Blut
Rot steigt der Zorn uns zu Kopf und die Scham
Rot brennt die Liebe, die über uns kam

Braun sich der Bär durch die Wälder bewegt
Braun ruht der Acker, eh Frucht er uns trägt
Braun stirbt das Laub und vermodert zu Kot
Braun liegt am Tisch unser tägliches Brot

Grau tropft aus Wolken der Regen aufs Haus
Grau steht der Esel da, grau huscht die Maus
Grau müht sich Alter, verwittert der Stein
Grau dringt der Staub der Stadt überall ein

Schwarz wird die Sprache in Lettern gebannt
Schwarz liegt die Stadt, die der Krieg hat verbrannt
Schwarz wehn die Fahnen des Bösen, der Macht
Schwarz gähnt die Leere, der Tod und die Nacht

Bunt lacht auf sonnigen Wiesen das Glück
Bunt wird der Tag uns durch Spiel und Musik
Bunt bricht das Licht sich im Glas, im Kristall
Bunt, voller Wunder sind Erde und All

Raus Volker Limonikeller

Roman

15/21 cm, 208 Seiten, Hardcover, 20 €
ISBN 978-3-99028-580-0

Der Limonikeller (auch: Limonistollen) ist ein Luftschutzbunker unter dem Bauernberg im Linzer Bezirk Froschberg. Der Stollen wurde ab 1942 in den Sandstein getrieben und mit Ziegeln verkleidet.

Der Haupteingang zum Bunker befindet sich nahe der Kreuzung Roseggerstraße/Limonigasse. Er erstreckt sich von dort in südliche und westliche Richtung in den Berg. Der Limonikeller verfügt über einen etwa nord-süd verlaufenden Hauptstollen und mehrere davon abzweigende Nebienstollen.

Der Limonikeller unter dem Bauernberg ist Teil der insgesamt etwa 14 Kilometer langen Stollensysteme unter Linz. Sie wurden im Jahr 1944 im Zuge des Zweiten Weltkrieges von Zwangsarbeitern errichtet bzw. zu Bunkeranlagen und Luftschutzkellern ausgebaut.

Insgesamt boten die Stollen etwa 20.000 Menschen Schutz vor Bombenangriffen, der Limonikeller war für etwa 1700 Menschen ausgelegt. Die Errichtung begann 1942 und nutzte vorhandene Wein- und Bierkeller. Im Endausbau stellte er eine unterirdische Kommandozentrale für Gauleitung, Stadtverwaltung und Polizei dar.

Der nicht öffentlich zugängliche Stollen kann nur im Rahmen spezieller Führungen besichtigt werden. Auf Grund der Größe haben diese eine Dauer von bis zu 1,5 Stunden. Die schon seit langer Zeit – eventuell reicht ihre Geschichte zurück bis zu den Römern – existierenden Bier- und Weinkeller im Bauernberg in Linz wurden während des Zweiten Weltkrieges zu Luftschutzkellern ausgebaut. Während anfangs für diese Arbeiten noch Fremdarbeiter beschäftigt wurden, änderte sich dies ab Anfang 1944. Zu diesem Zeitpunkt erteilte Hitler der SS den Auftrag, sich um den weiteren Ausbau der Luftschutzkeller in Linz zu kümmern. Dies führte zur Errichtung des KZ Mauthausen-Außenlagers Linz II, dessen knapp 300 Häftlinge nun für diese Arbeit eingesetzt wurden.

Die Stollen wurden neben ihrer Funktion als Luftschutzräume für die Bevölkerung auch für die Unterbringung der Post, des Warnkommandos, der Wehrmacht, der Fahrbereitschaft, des Archivs für die Gemeindegaststellen und der Polizei verwendet. Ebenso befand sich hier die Befehlsstelle des Gauleiters von Oberdonau. Von hier wurde im Bedarfsfall Fliegeralarm ausgelöst. Auch die Widerstandsgruppe „Die Gegenbewegung“ hielt im Limonistollen ihre Besprechungen ab und befand sich somit am gleichen Ort, wie die Gauleitungsstelle.

Soutewey Rudy Zeuge

Roman

15/21 cm, 328 Seiten, Hardcover, 24 €
ISBN 978-3-99028-556-5

Die Art, wie sie die Schiebetür geöffnet hatten, ließ nichts Gutes ahnen.

Ich hatte sie schon eine ganze Weile gehört, wie sie weiter hinter dem Waggon Radau machten. Ihr aggressives Gelächter erinnerte mich an betrunkene Fans. Nicht die Art von Leuten, denen ich begegnen wollte, nicht um diese Zeit, schon gar nicht in einem maroden leeren Zugabteil, in dem nur ein einziger anderer Fahrgast saß.

Es waren drei. Der älteste von ihnen trug eine Lederjacke, Jeans und schwang seine Hüften mit dem Selbstvertrauen eines Muskelprotzes und hielt in der Mitte des Abteils inne. Er hatte keine Koteletten, aber ein Ohr-Piercing. Ich schätzte, dass er nicht älter als siebzehn war. Die beiden anderen waren vielleicht dreizehn, vierzehn höchstens. Einer von ihnen, ein Dicklicher, trug eine Baseballkappe verkehrt herum, sprang mit erstaunlicher Beweglichkeit auf einen Sitz und begann, eine Sprühdose auf das Fenster zu richten. In einer einzigen längeren Bewegung sprühte er etwas auf das Fenster, das wie ein *Smiley* aussah. Der andere, ein ungesund aussehender magerer Bursche mit slawischen Gesichtszügen war binnen weniger Sekunden bei seinem Kumpel und begann, den silberfarbenen *Smiley* akkurat mit einer Art weißer Farbe auszufüllen. Dann sprangen sie auf den Gang zurück, um das Ergebnis zu begutachten.

Irgendwie erinnerte ihr „Kunstwerk“ an einen Horrorfilm, an das bleiche Gesicht eines Clowns. *The Joker*.

Der mit der Lederjacke saß lässig auf einem Sitz, eine Hand auf der Rückseite des Sitzes und sah sich um, ganz so als ob ihm die ganze Eisenbahn gehören würde.

Ich quetschte mich, so gut es ging, in die hinterste meines Sitzes. Diese Art von Gesindel würde nicht davor zurückschrecken, Autos zu zerkratzen, auch nicht, einsame Fußgänger auszurauben. Sie würden Zeugen kaum so einfach entkommen lassen. Außerdem war ich kein Ziel für sie. Ein sechsfünfzigjähriger Buchhalter mit gewölbtem Bauch: Welche Chance hätte ich gegen drei Schläger? Es war nur ein einziger anderer Mitreisender im Abteil und von ihm konnte ich definitiv keine Hilfe erwarten. Er hatte noch nicht einmal bemerkt, dass ich da war. Glücklicherweise würde ich an der nächsten Station aussteigen müssen. Ich hoffte nur, dass ich bis dahin unbemerkt blieb...

Stockinger Heide Moni – Das Auge der Kamera

Erzählung

12/19 cm, 72 Seiten, Softcover, 18 €
ISBN 978-3-99028-548-0

Die Erzählung spielt in Japan. Eine West-Frau ist (sich selbst) abhanden gekommen. „Wozu das Suchen? Seit jeher ist der Ochse niemals vermisst worden.“ – Die Zengeschichte vom Ochsen und dem Hirten führt als roter Faden durch das mysteriöse Geschehen. Japan-Erfahrungen der Autorin bieten dem Leser Einblicke in alte Traditionen ...

Neues Bild, an einem Zugfenster vorbeifliegende Landschaft. Im TV-Film wird wieder mit der japanischen Bahn gefahren.

Maki, im engen Lederkleid, sitzt am Fenster. Sie hat die Augen geschlossen. Moni befindet sich ihr gegenüber, und neben ihr, im eleganten Seidenkostüm, sitzt, sitzt?, – hat Okasan ihren Platz. Die japanische Mama nimmt die japanische Sitzhaltung ein. Ihre Füße berühren nicht den Boden. Sie sitzt auf den Unterschenkeln. Ihre Schuhe hat sie ausgezogen.

Moni ist ihr zugewendet und liest ihr von den Lippen ab. Den Ton langsam einblenden. Der Zuseher verfolgt nun, wie Okasan der Westfrau Moni das Zählen auf Japanisch beibringt. Die Finger werden zur Verständigung genutzt. Ichi, ni, san, shi, go. Ein Finger, der zweite Finger, der dritte Finger, der vierte Finger, der fünfte Finger der linken Hand von Okasan klappt zu, die Hand war offen und ein Finger nach dem anderen verschwindet in der Faust. Bis zehn kann Moni schon gut zählen. Ab zehn ist's ein Kinderspiel. Elf ist zehneins, zwölf ist zehnzwei; zwanzig ist zwei-zehn, fünfzig ist fünf-zehn. Die beiden Frauen, so unterschiedlich sie auch sein mögen, kommunizieren in vertrauter Weise miteinander. Der Unterricht im Zählen auf Japanisch wird länger filmisch festgehalten, als die Szene eigentlich hergibt.

Ein wenig später. Moni rutscht auf ihrem Sitz hin und her. Sie richtet ihren Oberkörper auf und entspannt sich wieder. Maki, ihre japanische Freundin, gegenüber am Fenster, schläft immer noch. Okasan, ihr zur Seite, hat eine starre Haltung eingenommen.

Monotones Zählen auf Japanisch durchzieht die ganze Einstellung und reicht über diese hinaus. Es ist Monis Stimme, die zu hören ist, aber es ist ihre innere Stimme, die zählt, es zählt in Moni: Ichi ni san shi go roku hana hachi ku ju; ju ichi, ju ni ... ni ju ... go ju ...

Strasser Johano Der Wind

Ein Gedicht

13/21 cm, 48 Seiten, Softcover, vierfärbig, 10 €
ISBN 978-3-99028-555-8

Es ist kein Verlass auf den Luftikus
Als ich Kind war schlich er nachts ums Haus
Flüsterte mir
Durchs halboffene Fenster
Geschichten zu die eigentlich
(aber woher hätte ich das wissen sollen?)
Nur für die Erwachsenen bestimmt waren
Er kitzelte mich mit einer Binse im Ohr
Wenn ich mich im winterfahlen Gras
Der Bahndammböschung
In der Aprilsonne wärmte
Und einmal stieg er einer Lerche folgend
In den blaßblauen Himmel hinauf
Nur um sich von oben auf mich zu stürzen
Als wäre ich ihm
Als Beute versprochen

Es gibt Vollmondnächte
Da gefriert das Licht
Und fällt wie ein silbriger Vorhang vom Himmel
Die Überlandleitungen
In solchen Nächten
Sind wie die Saiten einer Harfe
Zwischen die ragenden Masten gespannt
Ihr cantus firmus erfüllt die Luft
Dringt bis ins warme Innere der Erde
Wo Meister Vulcanus
Für einen Moment

Den mächtigen Schmiedehammer sinken läßt

Tschurlovits Magdalena fia & ice

Gedichte

13/21 cm, 120 Seiten, Softcover, 15 €
ISBN 978-3-99028-588-6

Alter Garten in Berndorf

Rosen neigen regentrunken
fächergleich den Blütenfinger
Stufen weisen steil hinan

wohlgesetzt von Steinmetz Hand

auf dem Holztisch Glockenblumen
weiß und blau im grünen Band
drauss' – die Berge dunstverwoben
liegen stille Grün in Grau

hier, die Gartenwelt im Kleinen
wohlgeordnet und genau

auf der alten Parkbank sinnend
klingt ein Glas wie Gold gefüllt
weißes Mondlicht spinnt hernieder

Blätter wiegen sanft die Nacht

auf der brücke

wenn einer die meere im griff hat
sollte er auch das leben im griff haben
so könnte man meinen

aber das leben
hält sich nicht an gezeiten
der kompass nützt dir nichts
die himmelsrichtungen stehen kopf
der strand spült ans ufer
was das meer ausspuckt

das leben ist genauso kompromisslos
und kümmert sich nicht
um deine befindlichkeiten

...

Ulrich Andreas Benfatto

Roman

13/21 cm, 480 Seiten, Softcover, 28 €
ISBN 978-3-99028-590-9

Chrys ist 13 Jahre alt, er hat eine schnelle Auffassungsgabe, ist nicht auf den Mund gefallen – und er ist immer hungrig. Nichts wünscht er sich mehr, als dass er sich endlich einmal wieder richtig satt essen kann. Hungrig ist er aber auch auf Erlebnisse, auf neue Bekanntschaften, auf Abenteuer, auf alles Unbekannte – und er ist begierig, Lesen und Schreiben zu lernen. Chrys – der eigentlich Chrystomos heißt – lebt zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Bamberg und er lebt dort ohne Eltern, da seine Mutter schon früh gestorben und sein Vater verschwunden ist. Auch hat Chrys kein Zuhause mehr und muss sich nun jede Nacht einen neuen Schlafplatz suchen, denn seine Tante Marta hat ihn vor die Tür gesetzt, nachdem Chrys erfolglos versucht hatte, dem Metzger Erlauer ein Huhn zu stehlen – er war von dem riesenhaften Metzger und dessen Partner, dem Seifensieder Georg erwischt und dann durch die halbe Stadt gejagt worden. Gerettet hatte ihn schließlich der ungefähr gleichaltrige Just, von dem Chrys erst ein paar Tage später herausfindet, dass er in Wirklichkeit ein Mädchen ist und mit vollem Namen Justine heißt.

Die beiden freunden sich an, doch die Freundschaft der beiden wird immer wieder auf die Probe gestellt, insbesondere, als Justine mitbekommt, dass Chrys für Julia Mark, ein zwei Jahre älteres Mädchen aus gutbürgerlichem Hause schwärmt. Chrys trägt ein Schmuckstück bei sich, das Julia auf dem Marktplatz verloren hat.

Eines Tages begegnet er vor Julias Haus dem Dichter E.T.A. Hoffmann. Anfangs fürchtet sich Chrys vor dem kleinen, gebückt gehenden Mann, der als Lehrer bei Julias Familie ein und aus geht, doch er überwindet diese Furcht, denn er hofft darauf, dass dieser Herr Hoffmann ihm Lesen und Schreiben beibringen könnte. Chrys schafft es, Hoffmanns Bekanntschaft zu machen, bekommt Zutritt zum Haus des Dichters und erhält tatsächlich eine erste Unterrichtsstunde. Chrys findet heraus, dass auch Herr Hoffmann in Julia verliebt ist, doch die offensichtliche Unmöglichkeit ihrer beider Liebe zu dem Mädchen macht sie nicht etwa zu Rivalen, sondern vielmehr zu Verbündeten. Chrys und Herr Hoffmann treffen immer wieder zu ungewöhnlichen Zeiten und an ausgefallenen Orten aufeinander, und sowohl der Junge, als auch der Dichter profitieren auf ihre Art von diesen Begegnungen ...

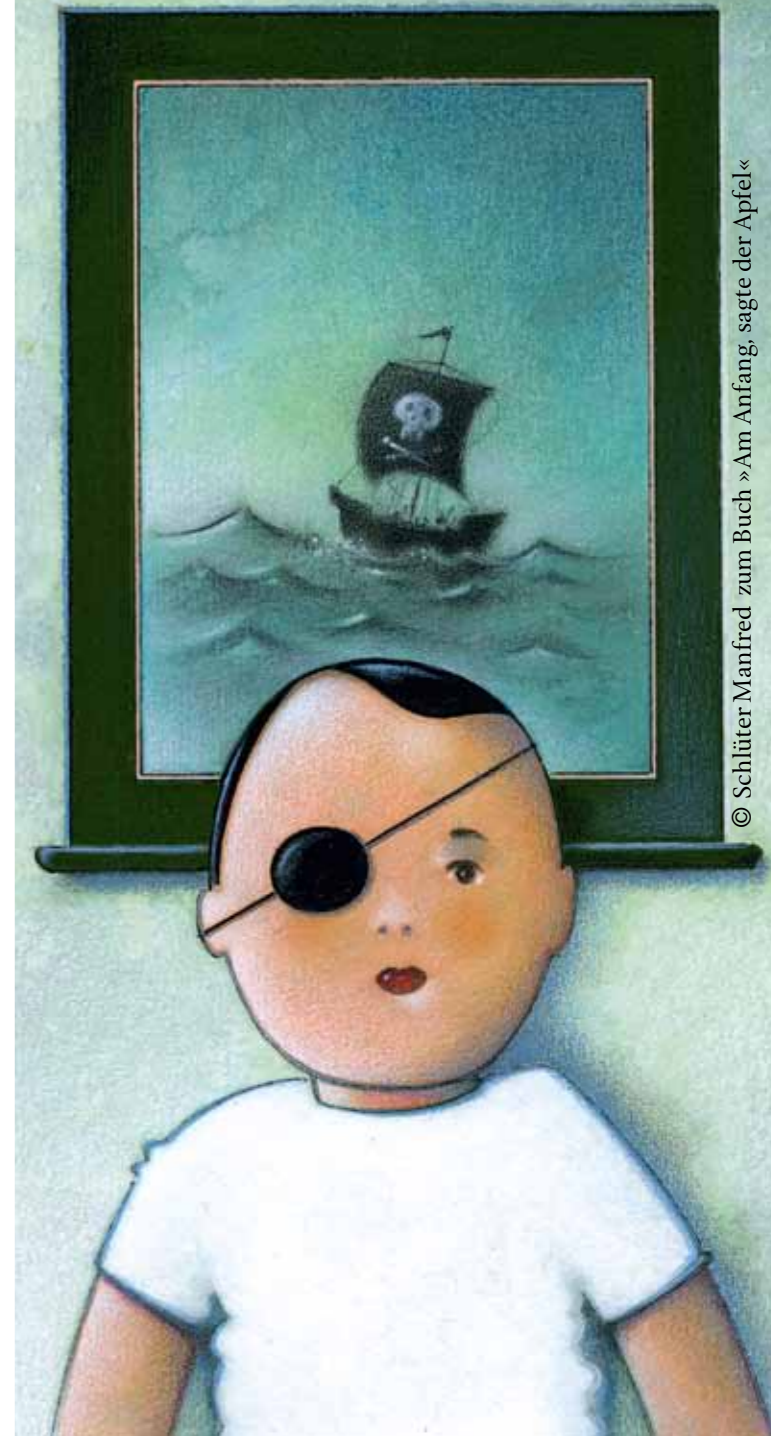
Voswinckel Klaus Tarantella oder Hölderlin tanzt

Roman

12/19 cm, 328 Seiten, Softcover, 25 €
ISBN 978-3-99028-559-6

Ich bin in Kappadokien. Fragt nicht, wie ich hierhergekommen bin. Mir schwirrt selber der Kopf, wenn ich etwas länger darüber nachdenke. So viele Ereignisse. So viel geschehen. Ein ganzer Sommer an Funken und Augenblicken, die durcheinanderfliegen. Sowie ich sie fassen will, lösen sie sich in der Luft auf wie Bienen oder stürzen sich in die Felsen. Ich sitze hier in einer wilden unabsehbaren Felslandschaft, schräg am Hang etwas unterhalb von Uçhisar, einem Höhlendorf, wo ich Unterkunft gefunden habe. Das Land, egal wo ich hinschaue, ist zerklüftet, zerborsten, voller Einschnitte, Talrinnen, Höhlen und vom Wind geformter Steinskulpturen, die aus dem Boden ragen und eine Höhe von fünfzehn, zwanzig Metern erreichen können. Wenn man irgendwo in den Fels eintaucht, und sei es auch nur, um vor der aufsteigenden Sonne Schutz zu finden, ist man sich nie sicher, ob man an derselben Stelle oder in einem ganz anderen Nebental wieder auftaucht. Und wenn man dann ins Freie tritt, steht man vor einer Reihe von in die Tiefe gestaffelten Steinkegeln, auf deren Spitze pilzförmige Hüte sitzen. Hüte aus Stein, die nach oben konisch gewölbt sind, als seien sie aus dem Himmel angeschwebt gekommen und hätten sich auf den Felsen niedergelassen. Die Schuhe rutschen, sowie man über eine Schräge geht. Überall Taubenschläge. Löcher, die in den Fels gehauen sind. Die Tauben, mit blauen Flügeln, flattern zwischen den Steinkegeln umher, sie schwingen sich ein paar Meter in die Höhe und lassen sich dann durch die Luft segeln, bis sie in einer Nische verschwunden sind. Manchmal landet man in einer aufgegebenen Höhlenkirche, in der noch Fresken von Heiligen und eingekratzte anatolische Namen zu lesen sind. Vor Zeiten müssen hier Mönche gewohnt haben. Auch in ein verlassenes Dorf bin ich gekommen, mit einer Moschee, die in den Fels gehauen ist. Früher, so scheint es, haben die Leute in den Tälern gelebt, dann sind sie hinaufgezogen nach Uçhisar, auf den Berg.

Der Stein. Wenn man mit der Hand darüber streicht, hat man sofort eine Spur hinterlassen. An vielen Stellen ist er so nachgiebig, dass man glauben könnte, er müsse sich verformen wie ein Kissen, wenn man sich dagegen lehnt. Oft ist es auch gar kein Stein, sondern eine locker verklebte, verhärtete Vulkanschlacke, hell wie Wüstensand. Ins Tal hinab gibt es Sieldünen und Sandzungen, zwischen denen hie und da einzelne Bäume wachsen und Nester von Grün entstehen – es sieht mehr nach einer Fotomontage aus, die unzusammenhängende Dinge aneinanderfügt...



© Schlüter Manfred zum Buch »Am Anfang, sagte der Apfel«

KINDER
JUGEND

Andersen Hans Christian (Text)
Farhang Solmaz (Bilder)

Der Schatten

Märchen

15/21 cm, 54 Seiten, Hardcover, mit Abb., 13 €
ISBN 978-3-99028-562-6

In den heißen Ländern, dort kann die Sonne brennen! Die Leute werden ganz mahagonibraun; ja in den allerheißesten Ländern werden sie sogar zu Afrikanern gebrannt. Aber ein gelehrter Mann aus den kalten Ländern war nur bis in die heißen Länder gekommen. Der glaubte nun, dass er ebenso herumlaufen könne wie zu Hause, doch das wurde ihm bald abgewöhnt. Er und alle vernünftigen Leute mussten zu Hause bleiben; die Fensterläden und Türen blieben den ganzen Tag geschlossen; es sah aus, als ob das ganze Haus schlief oder niemand daheim wäre. Die schmale Straße mit den hohen Häusern, wo er wohnte, war aber auch so gebaut, dass die Sonne vom Morgen bis zum Abend darauf liegen musste; es war wirklich nicht auszuhalten! Der gelehrte Mann aus den kalten Ländern war ein kluger junger Mann. Es kam ihm vor, als säße er in einem glühenden Ofen; das griff ihn sehr an, er wurde ganz mager, selbst sein Schatten schrumpfte zusammen und wurde viel kleiner als zu Hause; die Sonne griff auch ihn an. Sie lebten erst des Abends auf, wenn die Sonne untergegangen war.

Es war ein wahres Vergnügen, das mitanzusehen. Sobald Licht in die Stube gebracht wurde, wuchs der Schatten über die ganze Wand, ja selbst bis an die Decke, so lang machte er sich; er musste sich strecken, um wieder zu Kräften zu kommen. Der Gelehrte ging auf den Altan, um sich dort auszustrecken, und sobald die Sterne an dem schönen klaren Himmel hervorkamen, war es ihm, als ob er wieder auflebte. Auf allen Altanen in der Straße – und in den warmen Ländern ist vor jedem Fenster ein Altan – kamen nun Leute hervor, denn frische Luft muss man doch haben, wenn man auch daran gewöhnt ist, mahagonibraun zu sein! Dann wurde es lebendig unten und oben. Schuster und Schneider, alle Leute zogen auf die Straße, man brachte Tische und Stühle hinaus, Lichter brannten, ja, über tausend Lichter, und der eine sprach, und der andere sang, und die Leute spazierten, Wagen fuhren, Maultiere trabten, »klingelingeling«, die hatten Glocken; Leichen wurden mit Gesang begraben, Straßenjungen ließen Sprühteufelchen springen, die Kirchenglocken läuteten, ja, es war wirklich sehr lebhaft auf der Straße. Nur in dem einen Haus, das dem gegenüberlag, in welchem der fremde gelehrte Mann wohnte, war es ganz still. Und doch wohnte dort jemand, denn es standen Blumen auf dem Altan, die blühten so herrlich in der Sonnenhitze, und das hätten sie doch nicht gekonnt, wenn sie nicht begossen worden wären ...

Gordon Harald (Text)
Schwab Dorothee (Bilder)

Der Farbenwald

Märchen

17/24 cm, 72 Seiten, vierfärbig, Hardcover, 20 €
ISBN 978-3-99028-582-4

Es war einmal ein tiefer dunkler Wald. Darin lebten viele Tiere und auch einige Menschen. Am meisten aber brachte er Pflanzen hervor. Bäume, riesengroß, die ein grünes Dach bildeten, das der Himmel an vielen Stellen gar nicht zu sehen war. Buschwerk aller Arten, mit großen Blättern und kleinen, zitternden Blättern, darin der Wind säuselte oder pfiff.

Wenn ein Hase vorbei hüpfte, dann raschelte es, und manch einer, der entlang des schmalen Weges ging, der oft auch kaum noch erkennbar war, fasste einen Schrecken aus. Denn über allem und in allem herrschte eine große Stille. Die Schritte eines Holzarbeiters oder Beerensammlers oder Pilzesuchers waren auf dem sanften Moos dazwischen ja auch nicht zu vernehmen. Nur wenn ein Jäger kam, brach da ein Holz, kollerte dort ein Stein, weil sich ein Reh auf der Flucht befand oder eben der Hase von vorhin.

Und wer kam, der liebte die Ruhe, die Schönheit, die vergessene Zeit, die kaum verging. Selbst die Nacht ließ sich traumverloren und entspannt in dem Wald nieder. Dann war er noch eine Spur dunkler als am Tage, und man ahnte nur das satte Grün, das er ausstrahlte.

Kein Wunder, dass der König stolz war auf seinen Wald. Wie genau achtete er darauf, dass es dem ganz besonderen Ort gut ging. Wie an ein Lebewesen dachte er an ihn. Er war ja auch ein einmaliger Organismus, ein unglaubliches Gebilde. Geht's dem Walde gut, geht's uns allen gut, das war sein Wahlspruch. Mein Waldspruch, murmelte er dann zufrieden.



Schlüter Manfred
Am Anfang, sagte der Apfel

Etwas andere Geschichten von der Schöpfung von A bis Z

17/24 cm, 60 Seiten, vierfärbig, Hardcover, 20 €
ISBN 978-3-99028-544-2

DER APFEL

Am Anfang,
sagte der Apfel,
am Anfang war ein Kern.
Ein winzig kleiner Kern.
Der schwebte irgendwo
im weiten Weltenraum
und platzte eines Tages.
Ein zartes Grün spross.
Das reckte sich und streckte sich.
Und bald war da ein Stamm.
Äste waren da. Zweige, Blätter.
Und wunderschöne Blüten.
Aus denen wurden Früchte.
Die waren gelb und grün
und hatten rote Backen.
Und sahen aus wie ich.
Und wollten frei sein.
Ließen sich fallen.
Fielen in den Weltenraum.
Fielen tief und weit, endlos weit.
Kreisten umeinander
und wurden Sterne irgendwann.

Ich bin nur ein Apfel,
sagte der Apfel.
Und das ist gut so.
Äpfel schmecken nämlich.
Tausendmal besser als Sterne.



Verschueren Sarah (Bilder)
Verschueren Roel (Text)

Menasse Eva (Text)

Oscar, der furzende Papagei

Erzählung

17/24 cm, 72 Seiten, vierfärbig, Hardcover, 20 €
ISBN 978-3-99028-583-1

Hört die Geschichte
von Emma und Paul,
zwei freundliche Kinder,
fleißig, nicht faul.
Doch wie so viele andere,
in der Ferne und hier
wünschten Emma und Paul
sich sehnlich ein Tier.

Papa sagt: Na klar,
aber bloß keine Katze –
ihr wisst,
ich vertrags nicht,
es juckt mich,
ich kratze.

Für welches Tier sollen wir
uns dann entscheiden, fragt Emma:
Ihr könnt sie in Wahrheit
doch alle nicht leiden!
Aber Emma und Paul
finden das ganz schön schwer.

Das stimmt nicht,
sagt Mama,
ein Vorschlag muss her!

Als erster Wunsch
fällt Emma ein:
Es könnt' vielleicht
ein Pinguin sein!
Wir nennen ihn Fredo,
den Wassertorpedo!

Bei uns hier ist es ihm sicher zu warm,
ich fürchte, das kleine Tier wäre arm.
Aber Liebling, das ist keine gute Idee,
ein Pinguin, der lebt im Eis und im Schnee.
Also Pinguin: Nein.

Aigner Carl Elfriede Mejchar

Biografie

15/21 cm, 220 Seiten, Hardcover, 20 €
ISBN 978-3-99028-374-5

Elfriede Mejchar 1924 geboren in Wien. 1961 Meisterprüfung an der Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Wien. 1952 – 1984 als Fotografin im Bundesdenkmalamt Wien tätig, seit 1984 freie fotografische Tätigkeit. Elfriede Mejchar übte die Fotografie als Beruf aus. Für das Bundesdenkmalamt dokumentierte sie österreichisches Kulturgut. Parallel zu ihrer langjährigen beruflichen Tätigkeit entwickelte sie ihre eigenen inhaltlichen Schwerpunkte und Themenfelder, die sie in großen Werkgruppen teilweise über Jahrzehnte hinweg, fotografisch bearbeitete. Auf diese Weise ist ein erstaunlich vielschichtiges Werk entstanden, das in allen seinen Facetten ihre sehr persönliche, authentische Haltung zur Wirklichkeit zeigt. In den letzten Jahren hat Elfriede Mejchar zahlreiche Preise erhalten und ihre Arbeiten wurden in bedeutenden Galerien, Sammlungen und Museen präsentiert. Das Wien Museum zeigte ihre dokumentarischen Fotos von der Simmeringer Heide, den Gasometern und den Schrebergärten, die es schon lange nicht mehr gibt, ihre berühmten Blumenbilder wurden im Leopold Museum gezeigt und einen Querschnitt ihrer Fotoserien in einer großen Personale im Niederösterreichischen Landesmuseum in St. Pölten. Bis vor wenigen Jahren wurden alle s/w-Fotos von ihr selbst entwickelt. So konnte sie nicht nur mit der Kamera, sondern auch in der Dunkelkammer noch einmal selbst gestalterisch eingreifen. Erst der Umbau des Hauses, in dem sich ihr Atelier befand, zwang sie, die Arbeit in der Dunkelkammer aufzugeben. Während der 32 Jahre von 1952 bis 1984, die sie für das Bundesdenkmalamt fotografierend kreuz und quer in Österreich unterwegs war, entstanden parallel dazu ihre Serien. Die Vogelscheuchen und die Provinzhotelzimmer, die G'stetten und Autowracks, Industriegebäude, Kraftwerke, Scheunen und vieles mehr. Eine andere Seite ihres Schaffens beschäftigte sich mit dem Menschen. Früh, in den 50er Jahren entstanden Porträts berühmter Künstlerpersönlichkeiten, und speziell in den letzten zwei Jahrzehnten entstanden Serien ihrer subtil erotischen Inszenierungen und Collagen, denen sie sich mit steigendem Lebensalter zu widmen begann.

Brettschuh Gerald Landschaft

Bedrohte Realitäten

21/27 cm, 126 Seiten, Broschur fadengeheftet, 25 €
ISBN 978-3-99028-549-7

Landschaft hat bei Brettschuh immer mit Leben zu tun. Betrachtet man Brettschuhs Bilder, hört man die Aufforderung „Bitte, betreten!“ förmlich. Und es ist einiges los unter der Kugel über den Kogeln. Die Kugel, die so still nicht steht. Die leuchtet, strahlt, vibriert. Manchmal kurz vor der Explosion scheint, vielleicht gar die Sonne ist. Der Maler und Grafiker Brettschuh (und er ist auf nahezu allen seinen Bildern beides zugleich) kann sich in vielerlei visuellen Dialekten ausdrücken, bleibt im Kern aber stets einer Sprache treu. Grammatik und Syntax (in Form von Konturen und Flächen, Linien und Farben) sind gleichermaßen konkret und abstrakt. Sie sind Mittel der Beschreibung und der Selbst-Darstellung, sie stellen sich in den Dienst einer Sache und sind sich selbst genug. Die Statik von Brettschuhs Bildern ist raffiniert zwischen den stofflich dichten und materiell nicht festzumachenden Dingen von Außen- und Innenwelt ausbalanciert. Dort. Da. Dahinter. Darüber. Darunter. Dazwischen. Rundherum. Brettschuhs Landschaften haben in jedem ihrer Winkel, aus jeder Perspektive etwas zu erzählen. Geschichte und Geschichten. Denn so falsch wie die Vorstellung, der Künstler sei ein realistischer Bilderchronist, welcher für Zeitgenossen und Nachkommende überliefere, was (noch) ist bzw. bald nicht mehr sein wird, so abwegig ist die Annahme, die malerischen und grafischen Werke hätten ihre Grenzen dort erreicht, wo der Sehsinn endet. Natürlich: Brettschuh malt (s)ein Haus und (s)einen Brunnen (mit und ohne Quitten). Aber die wenigsten Bilder sind von Künstlerhand gefertigte Dokumente. Meist zeigen sie Neuerschaffungen aus den Teilen existierender Wirklichkeit. In einer anderen Prosaminiatur in der Textsammlung „Die Kreisgeher“, in „Großschädel und Hleb“, benennt der Autor fast beschwörend einige der bedrohten Realitäten, die er in seinen Bildern dingfest macht, indem er sie als deren Protagonisten einsetzt: „Bauernkeuschen, Kuhställe, Wagenhütten, Presshäuser, Selchhütten, Scheißhäuseln (mehr abseits stehend), Ausgedinge, Hühnerställe, Bienenhütten.“ Weiters: „Das ockerfarbene Wintergras, die efeuberankten Obstbäume, Zwetschken-, Pfirsich-, Nussbäume, die Hagebutten wie bildgehauene Blutstropfen auf dem Strauch am Schneeang, die Rebstöcke im steilen Weingarten.“ Brettschuh-Land, das freilich niemals eine Geschäftsidee werden könnte. Oder doch?

Brunnthaler Adolf Strom für den Führer

Der Bau der Ennskraftwerke und die KZ-Lager Ternberg, Großraming und Dipoldsau

22/24 cm, 126 Seiten, Hardcover fadengeheftet, 29 €
ISBN 978-3-85252-344-6

Am 26. März 1938 veröffentlichte Hermann Göring, der zuständige Mann für den Vierjahresplan, sein »Aufbauprogramm« für Österreich, das einen 17-Punkte-Katalog enthielt. In Punkt 6 wurden Maßnahmen zur Ausnützung der Wasserkraft erwähnt. Hier blieben aber die Planungen im Anfangsstadium stecken. Von 1938 bis 1945 wurde eine große Zahl von Kraftwerksbauten begonnen, wobei man durchwegs auf österreichische Projektierungen aus den zwanziger und dreißiger Jahren zurückgreifen konnte. Am 16. Mai 1938 führte Hermann Göring den Spatenstich für das bereits von der Österreichischen Kraftwerke Aktiengesellschaft (ÖKA) projektierte Tauernkraftwerk Kaprun durch. Der Bau der Vorarlberger Illkraftwerke wurde beschleunigt und an Inn, Enns, Donau, Mur und Drau wurde zu bauen begonnen. Der oberösterreichische Zentralraum Linz-Wels-Steyr wurde zu einem großen Rüstungszentrum ausgebaut. Für die großen neuen Industriebauten, vor allem das Hütten- und Stahlwerk der Reichswerke Hermann Göring in Linz, die Linzer Stickstoffwerke sowie die neuen Betriebsstätten der Steyr-Daimler-Puch AG, mussten die Energieversorgungskapazitäten entsprechend ausgebaut werden. Neben dem Bau kalorischer Kraftwerke wurde vor allem die Nutzung der Wasserkraft verstärkt. Die energiewirtschaftliche Erschließung der Enns wurde 1941/42 mit den Bauvorhaben der Staustufen Staning, Mühlradung, Ternberg und Großraming begonnen. Die Kette der Ennskraftwerke hängt eng mit der konzipierten Energielinie vom Erzberg nach Linz zusammen. Von Eisenerz gingen die Erzzüge in die Hermann-Göring-Werke nach Linz. Für die überlangen Transporte mussten die Bahnhöfe ausgebaut werden. Die Hochöfen benötigten ihrerseits den Strom aus den geplanten Ennskraftwerken, konsequenterweise führte auch eine 110 kV-Leitung von Eisenerz nach Linz. So ergab sich ein dichtes Netz an Bau- und Arbeitslagern, das das gesamte Gebiet des oberösterreichischen Ennstals überzog. Für die Stromversorgung der kleinen Orte waren die Kraftwerke kaum von Bedeutung. Einerseits war der Strombedarf noch sehr gering, andererseits wurde die benötigte Energie durch Kleinkraftwerke bereitgestellt. Zwangsarbeiter, Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge ersetzten ab 1941/42 die zur Wehrmacht eingezogenen Arbeitskräfte.

Fuchs Anita Pernthaller Resa RESANITA-Wilde Frau

Metapher für die Freiheit

16,5/22 cm, 64 Seiten, Broschur, 18 €
ISBN 978-3-99028-374-5

Ein Bündel Zweige, dichtes Blattwerk oder Getreidehalme, geformt zu seltsamen Gestalten, nicht Mensch, nicht Tier, verschmelzend mit der sie umgebenden Natur. Beunruhigende Erscheinungen. Beängstigend. Verstörend. Handelt es sich um Tarnung? Um perfide Täuschmanöver? Die fremdartigen Gewächse verbergen weibliche Wesen, die sich den Blicken entziehen möchten, die auf etwas lauern. Die jemandem auflauern. Die vermeintlich harmlose Natur erscheint mit einem Mal bedrohlich. Furchteinflößend. Wir denken an wilde Frauen. Was macht diese aus? Zunächst vor allem die Angst der Männer. Ihre Angst und ihr Misstrauen, die manchmal in Panik umschlagen. Panische Angst. Eine wilde Frau, die sich zur Wehr zu setzen versteht, auch körperlich, jagt Männern Furcht und Schrecken ein. Sie reagieren auf diese mit Wut, vermischt mit Angst. Angst ist immer dabei. Eine wehrhafte Frau macht Angst, weil sie unnatürlich erscheint, den Gesetzen der Natur widersprechend. Besonders schlimm ist es, wenn solche Frauen zur Waffe greifen. Zum Messer. Zur Pistole. Zum Gewehr. Flintenweiber. So nannten Soldaten der Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg russische Frauen in Uniform, die mit der Waffe in der Hand kämpften. Von denen gab es viele. Angeblich dienten zwischen 1941 und 1945 eine Million Frauen in der Sowjetarmee. Die meisten freiwillig. Für deutsche Soldaten war das eine neue, unheimliche Erfahrung. Es hieß, die russischen Flintenweiber verübten unsägliche Grausamkeiten, noch viel schlimmer als Männer. Und sie verstanden es meisterhaft, sich zu tarnen, sich unsichtbar zu machen, mit der Natur zu verschmelzen. Weibliche List. Nach dem Überfall der Wehrmacht auf die Sowjetunion verfügte das deutsche Oberkommando, dass Flintenweiber, russische Frauen in Uniform, unverzüglich zu erschießen seien. Ohne lang zu fackeln. Mit Flintenweibern kannte man keine Gnade. Flintenweiber, wilde Weiber, wurden an Ort und Stelle liquidiert, weil sie der männlichen Ordnung widersprachen. Mindestens ebenso viele Frauen kämpften als Partisaninnen, meist in Zivil. Russische, ukrainische, belarussische, polnische, serbische, montenegrinische, slowenische Frauen. Die Partisanin agiert bevorzugt getarnt. Sie wartet irgendwo im Gelände, im Wald, im Buschwerk, in einem Feld auf ihr Opfer, sie bemüht sich, das Aussehen eines Baumes, einer grasbewachsenen Erhebung, eines Strauches anzunehmen...

Glettler Hermann

Leben ordnen. Ein Versuch

Die Sammlung

15/21 cm, 128 Seiten, vierfärbig, Hardcover, 24 €
ISBN 978-3-99028-486-5

Jede Sammlung ist mit der Persönlichkeit und den Interessen des Sammlers, seiner Weltsicht und seinem Leben verwoben. Auch wenn im privaten Kontext von einer anderen „Logik“ auszugehen ist als im musealen, scheint doch hier wie dort zu gelten: Wir sind, was wir sammeln.

Über die Sammlung als Zeichensystem und Speicher der Erinnerung ist viel geschrieben worden. Genauso wie über das Sammeln als archaische Konstante menschlichen Verhaltens, als Versuch der Weltaneignung und -bewältigung zwischen Chaos und Ordnung.

Sammele nur, was dir gefällt und was dir zu denken gibt. (Günter Rombold)

Zeitgenössische Kunst gibt, wenn sie gut ist, zu denken. In der Gegenwart verankert, entfernt sie Wahrnehmungsscheuklappen und Reflexionsbarrieren, erweitert den Horizont und eröffnet den Gedanken neue Wege. Ganz persönliche Zugänge, subjektive Anknüpfungspunkte sind immer vorhanden – beim Rezipieren und erst recht beim Sammeln von Kunst. Beides ist mit der bewussten Entscheidung verknüpft, sich mit einem anderen Blickwinkel als dem eigenen auseinanderzusetzen, sich eine neue Perspektive vielleicht sogar anzueignen. Auf jeden Fall bedeutet es, etwas nah an sich heranzulassen. Und oft ist es gerade das zuerst Fremde, Rätselhafte, zum Widerspruch Herausfordernde, das dabei „hängenbleibt“. Dazu kommt, dass in jeder Sammlung Qualitätskriterien und der Wunsch nach objektivierter Bedeutsamkeit eine Rolle spielen. Doch das, was man Wert nennen kann, liegt jenseits des ökonomischen Kalküls.

Jede Leidenschaft grenzt ja ans Chaos, die sammlerische aber an das der Erinnerungen.

(Walter Benjamin)

Betrachtet man die Sammlung Glettler unter diesen Vorzeichen, lassen sich Schwerpunkte aus biografischen Parametern ableiten: aus der eigenen künstlerischen Tätigkeit, dem kunsthistorischen und theologischen Interesse, dem Engagement in der Gesellschaft und dem dauerhaften Nahverhältnis zu einzelnen KünstlerInnen-Persönlichkeiten. Eine a priori festgelegte Ordnung in Gestalt definierter, strategisch auf Vervollständigung ausgerichteter Sammlungsgebiete – die eine Erzählung – gibt es nicht. Vielmehr gleicht das, was hier zusammengetragen und verbunden wurde, einem organisch gewachsenen Netzwerk aus Beziehungen und Bezügen, in das die Menschen und die Kunst gleichermaßen eingebunden sind. Die Erzählstränge verschränken und überlagern sich...

Grilj Mathias (Text)

Arndt Willi (Bild)

Ein Horizont zeigt sich immer

Kreuzweg

29/29 cm, 36 Seiten, vierfärbig, Hardcover, 18 €
ISBN 978-3-99028-554-1

Komm ins Vergessen. Da findest du mich. So geht es mit uns. Und so vergeht es – von etwas weg und dann weiter. Sag ja. Auf etwas zu. Sag dann: wozu? Sag nein zu solchen Fragen. Und Stille der einzige Halt im Gedröhn der durchschaubaren Leere. Niemand und nichts krempelt Vergangenes um, nur das Gedächtnis.

Die Erinnerung ist ein Chamäleon der Zukunft.

Wieviel Ferne braucht es für Vertrauen? Und wie viel totgeschlagene Zeiten.

Schau und hör mich rufen. Da vorn, siehst du? Dreh dich um! Ich bin ein tiefer Schatten, hört auf, mich zu quälen.

In allen Dingen und in allem, was du angesehen und berührt hast, so wie mich so oft, zittert das Glück ... Dieses zu viel an Glück. Jetzt bin ich das verbrannte Schiff, jetzt setzt man Segel. Du strahlst, du weißt es gut, du strahlst, auf Schritt und Tritt, du meine Morgenröte im Triumph und in der Einsamkeit. Kann man das überhaupt sagen? Ich habe es gerade gesagt. Auf der anderen Seite und auch andererseits, wo der Tag bereits Geschichte ist, wird meine Morgenröte Untergang und wird Geschichte.

Das Vergessen will auch das Vergessen vergessen.

Mit hundert schwarzen Augen. Willst du sie sehn?

Dreh dich um, sei es nur als Halbfigur, als Viertelprofil, als ein verlorenes Portrait. Erinnerungen brechen aus.

Sie tackern Sensationen in die Angst.

Wo ist der Kranich, wo der Schwan und wo der Albatros?

Sie taugen für jede Variante von Sehnsucht. Sie warten seit jeher schon auf meiner Schulter. Und auf dich.

Der Hals wird trocken, wenn die Raben schreien.

Vergiss und komm. Und geh auf Spiegel tanzen.

Verswinde in den Splittern.

Die Scherben machen massenhaft Chimären im Gedränge.

Was immer gewesen sein mag, jetzt wird es ein Wunder.

Kein Wort mehr, versprochen. Nur das Unerklärliche, nur Elogen und Gesumm und Traum, wo gar kein Träumen ist.

Und bitte keine Fragen bitte, sonst wird uns noch die Seele sauer – vor jedem Ablaufdatum und den kommenden Passagen. Dreh dich um und komm, das Ziel ist im Rücken. Hörst du?

Dein Ziel. Dreh dich nicht um, und wenn du gehst, dann bleibst du mir vielleicht. Ich lass nicht aus. Im Morgenlicht unter dem Segel. Willkommen und Adieu, Adieu und Willkommen. Das ewig Gleiche wiederholt sich nie.

Und wir brauchen den Anfang.

Kristan Markus

Die Kunstschau Wien 1908

Eine Dokumentation

17/20 cm, 282 Seiten, vierfärbig, Hardcover, 28 €
ISBN 978-3-99028-598-5

Die „Kunstschau Wien 1908“ ist eine vom 1. Juni bis 15. November 1908 gezeigte Ausstellung der sogenannten Klimt-Gruppe – einer losen Vereinigung von Künstlern, die 1905 unter der Führung von Gustav Klimt wegen künstlerischer und finanzieller Zwistigkeiten mit ihren Künstlerkollegen aus der Wiener Secession ausgetreten waren. In der „Kunstschau“ präsentierten sie und ihre Studenten (zumeist von der Wiener Kunstgewerbeschule) in einer alle Bereiche des Lebens umfassenden Übersicht ihre in den vergangenen drei Jahren entstandenen Werke der Öffentlichkeit. Die „Kunstschau“ wurde auf dem damals noch unverbauten Areal des heutigen Konzerthauses zwischen Wiener Eislaufverein und Schwarzenbergplatz in einer nach Plänen Josef Hoffmanns und anderen Architekten errichteten „Ausstellungsstadt“ veranstaltet. In der „Kunstschau“ subsummierten Gustav Klimt, Josef Hoffmann und ihre Mitstreiter sowie die Wiener Werkstätte alle bis dahin bei Ausstellungen, Bauunternehmungen und Festen gesammelten Erfahrungen zu einem temporär existierenden Gesamtkunstwerk. Die „Kunstschau“, elf Jahre nach Gründung der Wiener Secession durchgeführt, ist ein Höhepunkt des Wiener Secessionismus und zugleich auch sein Endpunkt. Die Durchführung der „Kunstschau“, einer im Grunde privat organisierten Ausstellung, wird durch die Bündelung aller Kräfte der Klimt-Gruppe möglich. Durch die Hereinnahme junger und sehr junger Künstler, die überwiegend an der Wiener Kunstgewerbeschule von secessionistisch orientierten Professoren wie Josef Hoffmann, Kolo Moser, Alfred Roller und Bertold Löffler unterrichtet worden waren – allen voran Oskar Kokoschka – kündigt sich mit der „Kunstschau“ bereits die neue Stilrichtung, der Expressionismus, an. Dieser sollte in den Jahren des damals unmittelbar bevorstehenden Ersten Weltkrieges die bestimmende künstlerische Richtung für die Zukunft vorgeben. Die „Kunstschau“ ist mit Abstand die am besten in Wort und Bild sowie auch in den erhalten gebliebenen Exponaten dokumentierte Ausstellung der Secessionisten – oder besser gesagt der „Post-secessionisten“.

Linschinger Josef

WORT WIRD BILD

Monografie

12/17 cm, 144 Seiten, englisch, deutsch, französisch, kanji, Hardc., 20 € – ISBN 978-3-99028-564-0

In der Arbeit WORT WIRD BILD verwendet nicht mehr nur Silbenzeichen, sondern Bedeutungszeichen, die aus dem Chinesischen stammenden sogenannten Kanji. Das sind mehr oder weniger komplexe, aus einem bis mehr als zwanzig Strichen bestehende Gebilde, die eine Bedeutung anzeigen und daher einem Wort (genauer: einem Lexem) entsprechen. Die Strichkombinationen der Kanji ergeben in jedem Fall ein „Bild“, auch wenn sich die Konkretheit des Abbildungsverhältnisses je nach Kanji-Typ unterscheidet, sodass in diesen Schriftzeichen Wort und Bild zur Deckung kommen. Im Kanji ist das Wort Bild geworden und hat Linschinger offenbar zu einer Arbeit inspiriert, welche die Wörtlichkeit des Bildes oder die Bildlichkeit des Wortes zum Thema hat.

Als Ausgangslage hat er 60 Wortpaare von je vier Buchstaben pro Wort aus Sprichwörtern, Aphorismen, Redewendungen, Tropen oder aus der Volkspoese genommen, um dann jedes Wort nach einem bestimmten System durch Ineinanderschieben der Buchstaben zu komprimieren und dadurch ein „Bild“ eben dieses Wortes entstehen zu lassen. Was dabei entsteht, sind aber nicht nur Zeichengebilde, die zur Entzifferung einladen, sondern auch Chiffren aus Geraden und Bögen, Horizontalen, Vertikalen und Diagonalen, die wie grafisch-figurale Übersetzungen der die Wortpaare kennzeichnenden klanglich-semantischen Magie erscheinen.

Unter jedes dieser so entstandenen „Wortbilder“ ist das der Wortbedeutung entsprechende Kanji gesetzt, flankiert von den Aussprachemöglichkeiten desselben, deren japanische links davon in Hiragana, und deren chinesische rechts davon in Katakana wiedergegeben wird. Da es besonders bei letzterer mitunter mehrere Möglichkeiten gibt, lag die Auswahlentscheidung bei Tsuneo Sunaga, der sie übersetzt hat.

Der interkulturelle Charakter dieser Arbeit wird außerdem noch dadurch betont, dass die Wortpaare und Texte auch ins Englische und Französische übersetzt werden. Darin ist Linschingers Auffassung erkennbar, den kulturellen Austausch im wesentlichen als Übersetzung zu begreifen: als Übersetzung von Sprachen, aber auch als Übersetzung von verschiedenen Zeichensystemen ineinander.

Neubauer Helga
Neubauer Konrad

Wechselzone-Powerman

Positionen und Perspektiven

24/29 cm, 220 Seiten, vierfärbig, Hardcover, 34 €
ISBN 978-3-99028-586-2

Im oberösterreichischen Ennstal findet 2016 zum zwanzigsten Mal der Powerman-Duathlon statt. Er ist der größte nationale Duathlon-Bewerb in Österreich, der für nationale und internationale Leistungssportlerinnen und -sportler genauso von Interesse ist wie für Amateurrinnen und Amateure. 2002, im Jahr der Powerman-Weltmeisterschaftsausstragung, waren dreißig Nationen am Start. Was bedeutet das für eine Region? Was heißt das für das Selbstverständnis und die Identität seiner Bewohnerinnen und Bewohner?

Es besagt zunächst, dass Beziehungsnetzwerke entstehen, die die Menschen, den Veranstaltungsort und die konkrete Veranstaltung in einen Zusammenhang bringen. In der Folge werden von den Beteiligten über intensive Begegnungen gangbare Handlungsstrategien entwickelt, die sich letztendlich in ihrer Wirkmächtigkeit zeigen und das erhoffte Ziel, den Bewerb erfolgreich durchzuführen, erreichen lassen. Diese interaktive Dynamik mit ihren mannigfaltigen Ausprägungen steht im Mittelpunkt des geplanten Buches.

Es greift im Kern auf die fotografischen Statements von Konrad Neubauer, aber auch auf Bildmaterial anderer Fotografen zurück und wird mit zahlreichen Aussagen der Akteurinnen und Akteure, die direkt oder indirekt mit der Veranstaltung zu tun haben, in Beziehung gesetzt.

Die Auswahl der Interviewausschnitte verweist auf die Vielgestaltigkeit des Themas und steckt den konzeptuellen Rahmen ab. Aussagen von Sportlerinnen und Sportlern, Organisatorinnen und Organisatoren und dem Publikum spiegeln Meinungen, Haltungen und Einstellungen zur Veranstaltung wider und werden gleich einem visuell gesteuerten Dialog mit den fotografischen Abbildungen in Beziehung gesetzt.

An die fünfhundert Freiwillige bestreiten die Organisation des Duathlon auf ehrenamtlicher Basis. In ausgewählten Interviews geben sie Einblick, warum sie sich engagieren. Wie etwa aufgrund der gemeinschaftsfördernden Erfahrungen, der gemeindeübergreifenden Zusammenarbeit oder des Anspruchs, das ökonomische Gefüge der Region beleben zu wollen. Durchschnittlich nehmen an die siebenhundert Sportlerinnen und Sportler am Bewerb teil. Eine Auswahl von ihnen erzählt, wie es kommt, sich aktiv am Powerman zu beteiligen und diese Herausforderung zu bestreiten.

Prokisch Bernhard
Linzer Eisenbahnbrücke

Der liegende Eiffelturm Oberösterreichs

24/28 cm, 240 Seiten, vierfärbig, Hardcover, 28 €
ISBN 978-3-99028-595-4

Die Eisenbahnbrücke wurde zwischen 1897 und 1900 um 1,2 Millionen Kronen erbaut und am 14. November 1900 eröffnet. Geplant und erbaut wurde sie von k.k. priv. Hofschlosser Anton Biró, einem der beiden späteren Partner von Waagner-Biro.

Die Brücke war von Anfang an für eine gemeinsame Nutzung von Eisenbahn und Individualverkehr geplant und war als Ergänzung zu einer bereits vorhandenen Eisenbrücke über die Donau vorgesehen. Eine weitere Besonderheit ist die Bauweise als genietete Eisenkonstruktion, wie sie in Österreich kaum noch erhalten sind. Sie hat eine Länge von 375 Meter und besteht aus drei bogenförmigen Fachwerkteilen, die von zwei im Flussbett stehenden gemauerten Pfeilern getragen werden. Die Fachwerkteile, die von dort jeweils zum Ufer führen sind parallele Fachwerkbauten.

Die Brücke, die den Zweiten Weltkrieg unbeschadet überstand, wurde praktisch zwei Mal unter Denkmalschutz gestellt. Durch die Umstrukturierung der ÖBB im Jahr 1994 verlor die Brücke das erste Mal den Schutz, der sich vorher als öffentliches Eigentum automatisch ergab. Erst im Jahr 2002 wurde das Denkmalamt durch Überlegungen von Änderungen seitens der ÖBB darauf aufmerksam und stellte sie erneut unter Denkmalschutz. Dieser wurde 2013 aufgrund des schlechten Zustands der Brücke und den mit einer notwendigen Sanierung einhergehenden hohen Kosten wieder aufgehoben.

Die Brücke wies zwei seitliche ausgeschilderte Gehwege außerhalb der Tragwerke auf, quer mit Holzbrettern beplankt. Auf diesen war Radverkehr zumindest teilweise und zeitweise verboten und fand dennoch statt. Radfahrer konnten durch die Nutzung eines Gehwegs den drängelnden Pkw-Lenkern ausweichen. Insbesondere auch bei der äußerst kniffligen Notwendigkeit, von der Unteren Donaulände (vom Südwesten) her kommend, das Gleis mit den zwei breiten, ungefüllten Spalten einer Normalbahn in recht spitzem Winkel schweifend zu überqueren, um am rechten Brückenkopf in die schienentragenden Fahrbahn der Brücke einzufädeln. Überdies sind beide Wegseiten an beiden Brückenköpfen mit Sperrgeländern zur Fahrbahn hin abgegrenzt, die stellenweise aus Eisenbahnschienen hergestellt sind.

Raith Erich
Ein Haustor in Ottakring

Geschichten einer Entdeckungsreise

17/24 cm, 128 Seiten, vierfärbig, Hardcover, 24 €
ISBN 978-3-99028-543-5

Obwohl in diesem Stadtteil viele Blöcke die gleiche Grundform aufweisen, gleich dimensioniert sind und aus der gleichen Anzahl gleicher Parzellen bestehen, zeigt die Bebauung doch wohltuende Differenzierungen. Das mag überraschen, denn schon eine flüchtige Analyse zeigt, dass die gründerzeitliche Stadt aus ganz wenigen baulichen und räumlichen Grundelementen zusammengesetzt ist. Aber die Häuser sind trotz ihrer identen Machart und trotz ihrer Entstehung in der Ära der Industrialisierung nicht in Serie am Fließband produziert, sondern traditionell handwerklich hergestellt worden. Der Gestaltreichtum der gründerzeitlichen Stadt liegt nicht auf der Ebene der generellen typologischen Lösungen, sondern in der Fülle der gegenständlichen, handgemachten Details. Die Entwicklungen der vergangenen einhalb Jahrhunderte haben zu weiteren bereichernden Differenzierungen geführt. Die Stadtviertel, ihre Straßen, ihre Gebäude und auch alle architektonischen Elemente – wie z.B. die Haustore – haben jeweils ihre spezielle Vergangenheit – und das sieht man ihnen meistens auch an. Gerade durch die weitgehende strukturelle Homogenität und die maßstabsübergreifende Regelmäßigkeit des gründerzeitlichen Stadtsystems eröffnet sich die Chance, dass subtile Besonderheiten, geringfügige Abweichungen und entwicklungsbedingte Individualisierungen trotz ihrer Kleinheit und Unaufdringlichkeit signifikant und bedeutsam werden können. In einem heterogenen, vielgestaltigen, weniger regelhaft konzipierten Stadtsystem, in dem jeder Baukörper seine eigenen architektonischen Themen entwickelt, würden vergleichbare gestalterische Feinheiten eher belanglos bleiben. Das hat MiMi dank ihrer spaziergangswissenschaftlichen Ambitionen längst herausgefunden. Und vielleicht ist das einer der Gründe, warum es sie immer wieder in die Gassen von Ottakring zieht...

„Bogdanović schrieb in der Kolumne über Belange, mit denen sich die Autoren des ‚großen Urbanismus‘ nicht beschäftigten: über Fassaden im Regen, über handwerkliche Details an den Haustoren und Steinmauern, über halb erfrorene Hunde und Katzen, über Gerüche und Geräusche in der Stadt. Er nannte es, eine persönliche Stadtopologie (...)“

Samsonow Elisabeth
Storch Ursula

Egon Schiele als Sammler

Bücher und Objekte aus dem Nachlass

15/21 cm, 148 Seiten, Hardcover, 24 €
ISBN 978-3-99028-561-9

Manche Objekte zogen Schiele magisch an, er musste sie besitzen und so erwarb er sich nach und nach eine Sammlung der unterschiedlichsten Dinge, die ihn faszinierten. Neben Tauschgeschäften erteilte er ab 1915 auch Kaufaufträge, vor allem seinem Schwager, dem Maler Anton Peschka, der im Ersten Weltkrieg an der Front in Weißrussland und an der Piave war. So schrieb Schiele ihm beispielsweise 1915: „Lieber A. P., wenn Du schöne Kostüme, Figuren oder dergleichen findest, so möchte ich sie kaufen. Vielleicht schreibst Du mir darüber.“ Ähnliche Anweisungen erhielt Peschka auch 1917: „Bringe mir Altertümer mit, alte Figuren, je größer desto besser, alte Bücher, farbige Tücher, Gewänder – ich will alles gut bezahlen.“

Ein Foto, das vermutlich der Maler Johannes Fischer 1915 im Atelier des Künstlers machte, vermittelt, dass Egon Schiele einen gewissen Stolz für seine Sammlung empfand: Schiele tritt hier zur Seite, um dem Betrachter bzw. dem Fotografen freien Blick auf die beiden schwarzen Vitrinenschränke zu gewähren, in denen er alle ihm wertvollen Gegenstände aufbewahrte. Ein weiterer Beleg dafür, wie wichtig Schiele seine Sammlung war, liegt auch in der Tatsache, dass man im Kreise seiner Freunde und Bekannten über seine Leidenschaft Bescheid wusste. Und man wusste auch, was Schiele sammelte, wie etwa aus der Beschreibung Heinrich Benesch's in „Mein Weg mit Egon Schiele“ mehr als 50 Jahre nach dem Tod des Malers hervorgeht:

„Schiele war auch Sammler, aber er sammelte nicht Wertvolles, sondern kleine Dinge, Nichtigkeiten, die durch Form und Farbe seinem künstlerischen Empfinden entsprachen: Kleines bemaltes Kinderspielzeug, kleine bauerliche Holzplastiken und Hinterglasmalereien, bunte Stickereien und Kopftücher und ähnliches. Seine Vitrine sah aber interessanter aus, als die manches reichen Kunstfreundes.“

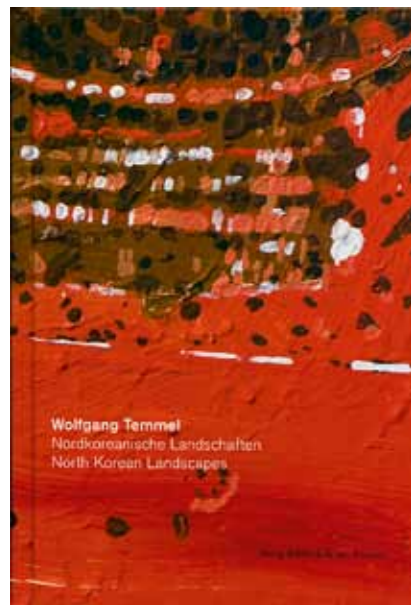
Arthur Roessler hat Schieles Sammlung in seinen biografischen Berichten über ihn mehrfach thematisiert, der detaillierteste Bericht dazu findet sich in seinen „Erinnerungen an Egon Schiele“, erschienen 1922, in dem Kapitel „Ringenspiel“, das mit einer Schilderung der Begeisterung des Künstlers für hölzerne Ringelspielpferde beginnt, die Schiele laut Roessler für fabelhafte Geschöpfe aus einer anderen Welt zu halten schien.

Temmel Wolfgang Nordkoreanische Landschaften North Korean Landscapes

Reisenotizen

15/21 cm, 130 Seiten, vierfärbig, Hardcover,
deutsch – englisch, 22 €
ISBN 978-3-99028-511-4

Die landschaftlichen Schönheiten von Nordkorea kann man nicht vor Ort reisend erschließen. Es ist aber möglich, die Unzulänglichkeiten der realen Situation durch technische Hilfsmittel (Satellitenfotografie) zu überwinden. Google Earth lässt uns im virtuellen Bereich reisen. Es ist eine Form von mediatisierter Naturerfahrung, der Wolfgang Temmel nachgeht, wenn er gleichsam „unter freiem Bildschirm“ und mit Einsatz aller malerischen Raffinesse konventionelle Landschaftsbilder von Nordkorea malt. Das klassische Medium der Malerei wird in dem Moment in den Kontext der Medienkunst transferiert. Im medialen Anachronismus wird andererseits auch die politische Dimension der Ausgangslage deutlich. There is no way to experience the scenic beauty of North Korea by traveling around the country. Yet it is possible to overcome the inaccessibility of this situation by using technical means (satellite imagery). Google Earth allows us to travel in virtual space. Wolfgang Temmel explores a way of experiencing nature through a medium when he paints „en plein screen“ and produces with painterly sophistication conventional landscapes of North Korea. In that moment, he transfers the classical medium of painting to the context of media art. Then, in the anachronism of painting as a medium, the political dimension of the initial situation becomes clear.



Wildbach Bruno Malerei

Landschaft

24/28 cm, 176 Seiten, deutsch/englisch, Hardcover, 34 €
ISBN 978-3-99028-566-4

Bruno Wildbach hat einen schmalen Streifen gewählt, um das Aufeinanderprallen und Ineinanderübergehen von zwei konstituierenden Elementen festzuhalten und damit zugleich ein Sinnbild gefunden, das auf mehreren Ebenen eine Annäherung an seine Malerei erlaubt. Beschreibt die Küste in der Natur jene alterable Zone zwischen Land und Meer, in der zwei archaische Kräfte aufeinandertreffen, Wasser und Erde sich berühren, so dienen ihm diese unterschiedlichen Erscheinungsformen auch als Metaphern für die prägenden Elemente seiner Malerei, die einander als abstrakte und realistische Formen auf einem schmalen Streifen Leinwand konfrontieren und durchdringen. Denkt man dieses Sinnbild weiter, so würde man die Erde wohl mit einer festen Formgebung assoziieren und somit den gegenständlichen bzw. realistischen Versatzstücken zurechnen, und das Wasser, als formlosen bzw. prämorphen Zustand wohl mit seinen abstrakten Darstellungen verbinden. Die Küste bleibt dabei stets eine Momentaufnahme der Strömungsintensitäten und (Ge)Zeiten. Mit dem Titel verweist Wildbach jedoch auch auf das Genre der Landschaftsmalerei und ruft damit nicht nur ihre kunstgeschichtliche Entwicklung in Erinnerung, sondern öffnet auch einen anderen Blick auf die vielfach abstrakten Settings seiner Figuren. Die romantische Tradition der Naturdarstellung, die sich ungebrochen bis in die Gegenwart erstreckt, scheint dabei von prägendem Einfluss für ihn (gewesen) zu sein. In der Romantik wandelt sich die Natur als Landschaft vom bloßen Hintergrund zu einer eigenständigen Ausdrucksmöglichkeit, zu einer Welt der Erscheinungen, in der und hinter der sich das Unendliche und Unfassbare andeutet, um doch nicht näher spezifizierbar zu werden. Ohne den Arbeiten den Filter einer biografischen Deutung vorhalten zu wollen, soll doch betont werden, dass die Landschaft der Romantiker stets ein Erkenntnismittel zum Ich war. „Der Fluss, die Nacht, der Abend und andere Stimmungswerte, zumal die vielfältig abgestuften Erscheinungsfarben von Wachstum und Vergehen, sind keineswegs friedvolle Eintönungen des Idyllischen, sondern konkrete Reflexe eines sinnlich-geistigen Aktes der Selbstfindung.“ Objektiv gesehen besteht eine Landschaft aus einem Nebeneinander von Bäumen, Wiesen, Feldern, Wegen, Gewässern, Bergen etc., doch erst durch das Ferment der Stimmung, deren Träger vornehmlich die Farbe ist, kommt jene ästhetische Qualität von Landschaft zustande, die es als geistiges Gebilde ausweist.

Winkler Harald Land und Glas

Leben und Arbeiten im Oberen Waldviertel

22/24 cm, 288 Seiten, vierfärbig, Hardcover, 25 €
ISBN 978-3-99028-592-3

Zur Geschichte des Waldviertels gehört auch der Name Stölzle – denn fast alles, was sich ab 1850 hier abspielte, hing unmittelbar mit der Stölzle-Dynastie und den zu ihr gehörigen Betrieben zusammen. Die Arbeit rund um die Glasöfen ermöglichte den Menschen, sich hier eine Existenz aufzubauen: Die Arbeiter der Glasfabriken waren über einen langen Zeitraum als kaufkräftige Bewohner bekannt. Der Glasofen verlangte den Arbeitern aber auch ein gehöri- ges Maß an körperlicher Anstrengung ab. Die harte Arbeit in den Glasfabriken hatte die Menschen geformt und geprägt, aber auch zu einem Selbstbewusstsein geführt, das Identität und Identifizierung mit dem, was die Menschen alltäglich leisteten, gebracht hat. Ein reges Vereins- und Kulturleben, das Engagement um die Musik- pflege und der Verdienst vieler einzelner Menschen um das gesellschaftliche Leben in Brand-Nagelberg sind bis heute spürbar und erlebbar. Brand-Nagelberg ist mit der böhmischen Blasmusik seit Jahrzehnten eng verbunden. Hier wird gerne und auch gut musiziert, das jährliche Blasmusikfestival „Der böhmische Traum“ hat sich nicht nur zu einem Fixpunkt für Blas- musik-Fans, sondern auch zu einem Publikumsmagneten entwickelt. Mittlerweile gehört der „Böhmische Traum“ zu den fünf größten Blasmusikfestivals in Österreich. Schon im Jahr 2014 begann Othmar Karl Matthias Zaubek mit den Vorarbeiten für eine Monographie zur Geschichte von Brand-Nagelberg. Sein Tod im November 2014 setzte diesem Projekt allerdings ein unerwartetes Ende. Sie finden in diesem Werk auch einige fertige Kapitel, die aus seinem Manuskript stammen und entsprechend gekennzeichnet sind. Sie sind seinem Schaffen in den letzten Jahrzehnten gewidmet. Othmar Karl Matthias Zaubek pflegte seit vielen Jahren eine enge innere Verbundenheit mit der Marktgemeinde Brand-Nagelberg. Ein Buch über Brand-Nagelberg sollte gleichzeitig auch sein letztes Werk werden, das er in seinem irdischen Leben beginnen sollte. Ich habe mit dieser Publikation den Versuch angestellt, die kleinräumige Regionalgeschichte mit der Globalgeschichte, der Geschichte Österreich-Ungarns und deren Nachfolgestaaten Österreich und Tschechien, der Industrialisierung im Waldviertel aber auch dem Thema Grenze in Verbindung zu setzen. Ich bin der Überzeugung, dass Geschehnisse und historische Ereignisse im Kleinen, Auswirkung, ja sogar unmittelbar miteinander verbundene, Folgerungen der „großen Geschichte“ sind.

Wolfsgruber Linda Naowarat Pongpaiboon

Das ist (es)

Gedicht

13/21 cm, 32 Seiten, vierfärbig, Hardcover, 18 €
ISBN 978-3-99028-581-7

Wind

Hat jemals jemand den Prinzen des Windes gesehen?
Niemand kann sich ihm vorstellen,
aber wenn wir die Blumen sehen, die ihre Köpfe hängen,
da ist der Prinz des Windes vorbeigegangen.

Liebe

Was ist Liebe, wer weiß das?
Liebe, wo bist du gewandert, wo gewesen?
Aber wenn die Sterne und der Mond sanft lächeln,
wenn das Herz dich einem anderen schenkt, das ist Liebe.

Schmerz

Hast du jemals deine Tränen gewogen?
Wenn Schmerzen dein Herz überdecken,
Tränen in die Unendlichkeit des Ozeans fließen,
das ist das Gewicht der Schmerzen.

Poesie

Von der Spitze des Grases zur Spitze der Stupa,
vom Staub zum weit entfernten Himmel,
von der Erde zu den fernen Sternen,
der strahlenden Galaxie, das ist Poesie.

Neuerscheinungen **Herbst** 2016



Verlag Bibliothek der Provinz